



Der deutschen Jugend meinen Neujahrsgruß!
Weit wird die Brust in freudigem Entzücken,
Als müßt' ich einen langen, vollen Kuß
Auf all' die frischen Kinderlippen drücken;
Aus hellen Augen leuchtet's um mich her,
Wie Wiedererschein verglommener Weihnachtskerzen,
Ob draußen auch noch Alles kahl und leer,
Ein holder Frühling blüht in meinem Herzen.

Das ist der Jugend süße Zauberei,
Daß ewig sie von Licht und Duft umflossen,
Zum Paradiese wird die Wüstenei,
Und Blüten unter ihren Füßen sprossen,
Die Wünschelruthe hält sie in der Hand
Und findet Gold am allerärmsten Orte,
Sie hat den Schlüssel zu der Zukunft Land
Und öffnet weit uns der Erinnerung Pforte.

Das ist der Jugend gottverliehnes Recht,
Daß dornelos noch ihre ersten Rosen,
Die niedre Sorge, was gemein und schlecht,
Bleibt immerdar aus ihrem Kreis verstoßen;
Vertrauend sucht sie was ihr selber gleicht,
Gesegnet ist, wen sie zum Freund erkoren,
Doch wer der Jugend Liebe nicht erreicht,
Bleibt rettungslos gerichtet und verloren.

Deutsche Jugend. I.

Das aber ist der deutschen Jugend Pflicht,
Daß sie in deutschem Geiste sich entfalte,
Den Eichenkranz, der ihre Stirn' umflieht,
Durch alle Stürme hoch und heilig halte;
O Seligkeit, die in dem Worte liegt,
Welch frommer Klang, wie Gruß von Engelzungen:
Die deutsche Mutter hat mich eingewiegt
Und mir dabei das deutsche Lied gesungen!

Des deutschen Märchens wunderbarer Traum
Aus Waldesdunst und Mondenschein gesponnen,
Der deutschen Weihnacht immergrüner Baum,
Des deutschen Hauses stillverschwiegene Wonnen,
Die heitre Kunst, die ernste Wissenschaft
Gespielen dir und liebevolle Hüter,
Und Alles nährt und stärkt die junge Kraft,
Sei, deutsche Jugend, würdig solcher Güter!

Und, sieh! ein Märchen unsrer Kinderzeit,
Um welches unsre Väter schon gelitten,
Wir haben's jetzt in tapfrer Männlichkeit
Zur Wirklichkeit mit Wort und That erstritten;
Kein deutscher Knabe werde ferner roth,
Vor Zorn und Scham soll keiner mehr erbeben,
Das höchste Glück, das Gott dem Menschen bot,
Auch ihm ward jetzt ein Vaterland gegeben.

Ein Vaterland, wie es kein schöner giebt,
In Blut und Thränen ist es nun errungen,
Und wer's nicht bis zum letzten Hauche liebt,
Dem ward kein deutsches Wiegenlied gesungen;
O deutsche Jugend, sei den Vätern gleich,
Dann wirst du's noch im vollsten Schmucke schauen,
Gott segne uns, daß wir das deutsche Reich
Getrost der deutschen Jugend anvertrauen!

Albert Graeger.



Josef Haydn.

Eine Lebensgeschichte.

Mit Illustrationen von Paul Schumann.

I.

In Rohrau, einem Dorfe an der österreichisch-ungarischen Gränze, lebte zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Wagenbauer mit Weib und Kindern.

Arm an Geld und allen Erdengütern, war die Familie doch zufrieden und vergnügt in ihrer stillen Häuslichkeit, geachtet und wohlgelitten von den Mitbürgern des kleinen Wohnortes.

Der Mann war als Handwerksbursche lange und weit in der Welt umhergereist, ehe er sich in seiner Heimath fest niederließ, und wußte daher seinen Landsleuten viel zu erzählen, wodurch er denn auch in besonderem Ansehen bei ihnen stand. Am längsten hatte er sich in der alten freien Reichsstadt Frankfurt aufgehalten, wo er die Harfe spielen gelernt, was er noch fortan mit großer Liebe betrieb. Seine Frau, des Markrichters von Rohrau Tochter, besaß eine hübsche Stimme und hatte auch etwas Unterricht im Singen gehabt, da sie, mit freilich sehr bescheidenen Ansprüchen, als Kirchensängerin verwendet wurde.

So war es denn nach harter Tages-Arbeit die einzige und liebste Erholung des jungen Paares, noch ein Stündchen mit einander zu musizieren. Die Kinder, damals drei an der Zahl, mußten auf ausdrücklichen Wunsch des Vaters immer dabei sein und, so gut es eben ging, sogar ein wenig mitzwitzchern.

— Weil nun aber der Verdienst des Stellmachers in dem kleinen Orte ein gar geringer war, so daß er, trotz der allergrößten Sparsamkeit, für fünf Personen oft nicht ausreichte, entschloß sich das junge Ehepaar, zur Aufbesserung ihrer Verhältnisse ihre musikalischen Talente zu verwerthen. Und so musizirten sie denn jeden Sonn- und Feiertag Nachmittags nach der Vesper im Wirthshause, — dem einzigen, das damals in Rohrau bestand, und wo ziemlich regelmäßig die begütertsten und geachtetsten Bewohner des Ortes sich einfanden.

Dabei begleitete sie jedesmal ihr ältester Knabe, der kleine fünfjährige Josef. Zu den Füßen der Eltern sitzend, spielte er in seiner kindlichen Phantasie Violine, wobei ein Stückchen Holz das Instrument und eine Weidenruthe den Geigenbogen vorstellte, mit dem er nun bald rascher, bald sanfter, über das Brettchen hin- und herstrich, je nachdem die Musik der Eltern erklang. Dabei wiegte er sein Köpfchen gar wohlgefällig und so genau nach dem Takte, als ob er wirklich in einem Orchester spielte. Dieser Knabe, des armen Wagenbauers Kind, war — Josef Haydn, der nachmals hochberühmte Meister in der Tonkunst, dessen Name in erster Reihe unter den Musikern neben Mozart und Beethoven genannt wird.

Eine Stunde von Rohrau, in dem Städtchen Haimburg, lebte ein Verwandter des Vaters Haydn, der Schullehrer und Chorregent Frank, ein tüchtiger

Musiker. Wiederholt hatte er den Verwandten versprochen, einmal nach Rohrau herüber zu kommen. Die Aussicht auf diesen Besuch beschäftigte nun den guten Wagner außerordentlich. Er besprach und überlegte wohl, was sie dem musikverständigen Vetter vorspielen wollten; denn Meister Mathias hatte eben auch in seiner Weise sein Theilchen Künstlerstolz, so gut, als irgend Einer.

Endlich, eines Sonntag-Nachmittags, erschien der lang Erwartete; da aber die Familie Haydn, wie gewöhnlich, im Wirthshause musicirte, ging auch er dort hin, und mischte sich unter die Zuhörer, bis das Concert zu Ende war. „Bravo, bravo!“ rief er dann, „Ihr seid ja ganz wackre Musikanten; aber Eins will ich Euch sagen, in dem da (dabei faßte er den kleinen Josef am Kopfe), da steckt ein tüchtiger Musiker, drauf wollt' ich wetten. Gebt mir den Buben mit, ich will ihn unterrichten, in Allem, was er lernen will, — versteht sich unentgeltlich! Wer weiß, ob er nicht vielleicht ein berühmter Mann wird, irgend ein Kapellmeister mit großem Gehalt, von Kaisern und Königen geehrt und gesucht.“

Dem Wagner schwindelte ganz bei diesem Gedanken; er hatte auf seinen Reisen auch Manches gehört, wie große Musiker geehrt und ausgezeichnet werden, und der Vetter erzählte nun, mit stark aufgetragenen Farben, verschiedene Beispiele.

„Ach, was der Herr Vetter da sagt,“ unterbrach ihn endlich Vater Mathias. „Nichts für ungut, aber ich möchte doch wissen, aus was der Vetter Solches errathen will.“

„Aus seinem Geigenpiel!“ — versetzte Frank zur allgemeinen Verwunderung. „Gelt, das kommt Euch kurios vor,“ — fuhr er mit großem Selbstbewußtsein lächelnd fort, — „weil Ihr gar nichts davon gehört habt? — Aber unser eins braucht das gar nicht, und weiß doch, wie er daran ist.“ Und nun mußte Josef noch einige Liedchen singen und sang so allerliebste, daß der Vetter Schullehrer ganz entzückt seine Prophezeiung und sein Anerbieten nachdrücklichst wiederholte.

Vater Haydn wußte nicht recht, was antworten, und blickte fragend nach seiner Frau.

„Ei, das wäre freilich Alles recht schön, und eine große Güte vom Herrn Vetter, wofür wir sehr dankbar sein müssen,“ sprach diese ohne Besinnen; „aber der Seppel ist ja kaum fünf Jahre alt, und das ist denn doch gar zu jung, um in die Lehre geschickt zu werden.“

„Ja freilich, freilich!“ riefen da einige von den Gästen, „was kann einer denn mit fünf Jahren lernen!“

„Nun, macht das, wie Ihr wollt,“ versetzte Frank; „meine Zusage habt Ihr.“

Damit war denn für den Augenblick die Sache beigelegt. Man forderte nun den Vetter auf, im Hause der Verwandten Nachtquartier zu nehmen; er aber lehnte es dankend ab, er müsse heute noch heim kommen, und deshalb denn auch aufbrechen, um noch vor sinkender Nacht Haimburg zu erreichen. So verabschiedete er sich denn mit den Worten: „Ueberlegt's Euch wegen des Buben; wenn Ihr ihn mir bringt, ist er willkommen; ich behalte ihn.“

Mathias Haydn begleitete den Vetter noch eine kleine Strecke, dann kehrte er in's Wirthshaus zurück, um Frau und Kind abzuholen. Aber da war an ein Fortkommen so schnell nicht zu denken. Der Besuch, das Anerbieten und die Erzählungen des Schullehrers waren wie ein zündender Funke in die kleine ländliche Gesellschaft gefallen. Wäre der kleine Josef mit einem Male leibhaftig als Kapellmeister unter ihnen gestanden, es hätte kaum mehr Aufregung verursachen können. Da hatte Jeder etwas dafür oder dawider vorzubringen, je nach seiner Anschauung, und fast wären die Vertreter der verschiedenen Meinungen noch unter sich darüber in Streit gerathen.

Da erhob sich endlich Frau Marianne Haydn, und sprach: „Es ist hohe Zeit, daß wir heimgehn; komm, Mathias, nimm Deine Harfe, ich nehme den Buben, der ja vor der Hand jedenfalls bei uns bleibt. Was später geschehen soll, wollen wir dem lieben Gott anheim stellen, der ja besser weiß, als wir alle, was uns zum Heile gereicht.“ — Mit diesen Worten hob sie den Kleinen, der inzwischen fest eingeschlafen war, während man sich so lebhaft über seine Zukunft ereiferte, vom Stuhle, und verließ freundlich grüßend das Zimmer.

Als sie zu Hause angelangt, das Kind in sein ärmliches Bettchen legte, küßte sie es wohl doppelt innig, und dankte Gott, daß sie ihren kleinen Liebling nicht hergeben mußte, obgleich noch zwei jüngere Brüder ihre Sorge und Mühe in Anspruch nahmen. Auch der Vater wiederholte öfters: „Bin doch froh, daß wir den Seppel behalten haben.“ — Dennoch wollte ihm das, was der Vetter vom Kapellmeister mit großem Gehalt und von den Ehren und Auszeichnungen gesagt hatte, gar nicht mehr aus dem Kopfe; und je mehr er daran dachte, desto mehr schien es ihm, als beginge er ein Unrecht an seinem Kinde, indem er zögerte den Schritt zu thun, der zu solch glänzender Zukunft führen könnte.

So geschah es denn auch, daß nach Jahresfrist, — Anfangs April 1738, der nun sechsjährige Knabe wirklich dem Vetter Frank in Haimburg übergeben

wurde, von dem er nun Unterricht in den Elementar-
Gegenständen und in der Musik erhielt.

In den ersten Tagen seines Aufenthaltes in
Frank's Hause, der als Chorregent auch für die
Kirchenmusik zu sorgen hatte, starb plötzlich der
Paukenschläger. Die Verlegenheit des armen Musik-
meisters war um so größer, als die Charwoche ganz
nahe war, welche viel Kirchenmusik erforderte. An
allen benachbarten Orten waren daher auch die etwa
vorhandenen musikalischen Kräfte unentbehrlich. In
seiner Verzweiflung kam nun Frank auf den Ge-
danken, es mit seinem kleinen Zögling zu versuchen,
der sich auch über alle Erwartung gut dazu anstellte.
Aber nur einmal wurden dem Knaben die Kunst-
griffe des Paukenschlagens auf dem Instrumente
selbst gezeigt, und nun sollte er es üben ohne das-
selbe. Wie aber das beginnen? Josef wollte so
gerne dem Vetter seinen Eifer und guten Willen be-
weisen, und suchte nun allerwärts, ob er denn gar
nichts Paukenartiges finden könnte. Da entdeckte
er, zu seiner großen Freude, einen runden Korb,
der zum Formen der Brode diente und daher auch
in allen Vertiefungen noch Mehl enthielt. Zubeind



ergriff der Knabe den Korb, überspannte ihn mit
einem Tuche, welches er mit Bindfaden so straff als
möglich befestigte, stellte denselben auf einen Stuhl
und begann nun seine Paukenübungen, ohne an
etwas Anderes zu denken. Das unermüdlich durch-
gepaukte Mehl aber war so sehr in den gepolsterten
Sitz des Stuhles eingebrungen, daß es kaum mög-
lich war, ihn wieder völlig zu reinigen. Da gab es

denn freilich einen sehr fühlbaren Verweis! Aber
der Vetter besänftigte sich bald wieder, da der kleine
Paukenschläger seine Sache so gut machte, daß er
gar keines anderen mehr bedurfte für sein ländliches
Orchester.

Haydn sprach in seinen späteren Jahren oft
und gern von dieser Lebensperiode.

„Ich danke es diesem Manne noch im Grabe,“
pfliegte er zu sagen, „daß er mich so viel gelehrt und
mich so strenge zu Fleiß und Ordnung angehalten
hat, wenn ich gleich dabei mehr Prügel als zu essen
bekommen habe; wer weiß, was sonst aus mir ge-
worden wäre.“ — —

Zwei Jahre waren verfloßen, seit Josef das
elterliche Haus verlassen, wohin er in dieser Zwischen-
zeit nur ein einziges Mal zu Besuch gekommen war.
Vater und Mutter hatten ihn abwechselnd einige
Male besucht, und waren nicht minder verwundert
und erfreut über seine Fortschritte als beflissen, dem
Knaben wiederholt einzuprägen, welch seltenes Glück
ihm durch die Güte des Veters zu Theil geworden
sei. — So war der kleine Josef, der ja gar keine
Gelegenheit hatte, seine Lage mit der anderer Kinder
etwa zu vergleichen, denn auch, trotz Hunger und
Prügel, fest überzeugt, daß er zu den glücklichsten
Erdenkindern gehöre, und dachte nicht daran, daß
es auch solche geben könnte, die mehr und besser
zu essen und weniger Schläge bekämen, als er.

Seine glücklichsten Stunden brachte Josef im
Pfarrhose zu. Der Dechant von Haimburg, ein
freundlicher, musikliebender Mann, hatte große Freude
an dem talentvollen Knaben, und besonders an seiner
wunderschönen Stimme. Er unterhielt sich gern mit
ihm und ließ ihn auf seinem Klavier spielen, das
viel besser war, als das des Veters Frank, gab
ihm schöne Bücher zum Lesen und zuletzt, wenn er
seine Sache gut gemacht hatte, noch die Erlaubniß,
im Garten des Pfarrhofes so viel Obst zu essen,
als er Lust hatte, je nachdem die Jahreszeit eben
etwas bot.

Eines Abends im Sommer 1740 wurde Josef
eiligst in den Pfarrhof beschieden, mit dem Be-
merken, man solle ihm aber seine besten Kleider
anziehen.

Der Hofkapellmeister Reuter aus Wien, ein
Zugendsfreund des Pfarrers, war angekommen diesen
zu besuchen und einige Tage bei ihm zu verweilen.
Reuter war zugleich Chorregent an der Stephans-
kirche und Vorstand des „Kapellhauses“ in Wien,
eines Institutes, in welchem musikalisch begabte
Knaben aufgenommen und in allen damals üblichen
Kenntnissen unterrichtet werden sollten, vorzüglich

aber in der Musik und ganz besonders als Singknaben für die Kirche ausgebildet wurden.

Der Pfarrer erzählte seinem Freunde alsbald von dem kleinen Haydn, und dieser verlangte ihn sofort zu sehen.

Als dies Frank vernahm, legte er selbst also gleich seinen schönsten Sonntagsstaat an, um seinen Zögling dem Herrn Hofkapellmeister persönlich vorzustellen und den ihm gebührenden Antheil an dessen Erfolgen in Empfang zu nehmen.

Auf dem Wege nach dem Pfarrhof erhielt Josef noch weise Ermahnungen, wie er sich dem Herrn Hofkapellmeister gegenüber zu benehmen habe. Dort angelangt konnte er aber, außer einer tiefen Verbeugung, wenig davon zur Anwendung bringen.

Der Pfarrer faßte ihn gleich bei der Hand und stellte ihn seinem Gaste mit den Worten vor: „Da ist unser kleiner Musikant.“

„Ich höre, Du kannst gut singen,“ sprach Reuter, „getraust Du Dir dieses vom Blatt zu singen?“ Mit diesen Worten gab er dem Knaben einige lateinische und italienische Gesänge in die Hand und setzte sich an's Klavier.

„O ja, das kann ich schon;“ erwiderte dieser, nachdem er die Noten durchgesehen.

Und wirklich sang der achtfährige Knabe die niedergelegenen Musikstücke nicht nur ohne Fehler, sondern mit so viel Ausdruck und Verständniß, daß Reuter seine Erwartungen weit übertroffen erklärte.

„Kannst Du denn auch einen Triller schlagen?“ fragte er.

„Einen Triller? Nein! Das kann aber der Herr Better Schullehrer auch nicht!“ antwortete treuherzig der Kleine.

Reuter und der Pfarrer brachen in lautes Lachen aus über diese kindliche Entschuldigung, und Frank mußte ehrenhalber wohl auch mit einstimmen.

„Nun, gib Acht,“ fuhr der Kapellmeister fort, „ich mache Dir den Triller vor, dann versuchst Du es, ihn nachzumachen.“

Kaum hatte Reuter den Triller geschlagen und

dem Kleinen die Anweisung gegeben, wie er es zu machen habe, als dieser es zu versuchen begann, und zwar mit so viel Glück und Geschick, daß er schon bei dem dritten Versuch einen ganz untadelhaften, schönen Triller schlug, und der Kapellmeister hochentzückt, unter lautem „bravo, bravissimo“ in die Tasche griff und ihm einen blanken Zwanziger schenkte, dann einen Teller voll der herrlichsten Kirschchen vom Tische nahm und sie dem Knaben mit den Worten gab: „Da, Büberl^{*)}; hast mir eine große Freud' gemacht, sollst auch eine haben; laß Dir's schmecken.“

Darauf, zu Frank und dem Pfarrer gewendet, rief er: „Hört, den Buben da nehm' ich mit nach Wien, in's Kapellhaus; mit dem leg' ich Ehre ein,

bei meiner Kaiserin Majestät! Einen solchen haben wir gar nicht in Wien; den nehm' ich gleich mit, den kann ich just brauchen.“

Frank und der Pfarrer meinten, der Knabe sei doch noch gar zu jung; Reuter aber ließ keine Einwendung gelten. „Er soll ja nicht als Soldat oder Handwerksbursche ausmarschiren,“ erwiderte er, — und lernen, singen und wachsen könne der Kleine in Wien so gut und noch besser



als hier in Haimburg. —

Es wurde also gleich am folgenden Tage ein Bote nach Rohrau mit einem Briefe an Mathias Haydn geschickt, um dessen Einwilligung einzuholen.

„Der Hofkapellmeister will den Sepperl mit nach Wien in's kaiserliche Kapellhaus nehmen!“ Das schien Herrn Mathias der direkte Weg zur Erfüllung seiner stolzen Hoffnungen für seinen Erstgeborenen. Er zauderte daher nicht lange, seine Zustimmung zu geben. Schwerer wurde es der sorgsamen Mutter. Der Gedanke, den Kleinen so weit entfernt, in der großen Kaiserstadt, unter lauter fremden Menschen zu wissen, that ihr unsäglich wehe. Endlich aber stimmte auch sie ein, und am nächsten Tage wan-

*) Es war dies Reuter's gewohnte Anrede.

berten die beiden Eltern von Rohrau nach Haimburg, um ihre Einwilligung selbst zu überbringen und ihren kleinen Josef vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

Wenige Tage später fuhr der achtjährige Knabe in seinem ländlichen Gewande, an der Seite des Herrn Hofkapellmeisters und Directors durch die Straßen der alten Kaiserstadt Wien, bis zum Kapellhaus, wo er nun fortan zu bleiben hatte. — Da war es denn freilich ganz anders, als in Haimburg und in Rohrau; nur Schläge und Hunger scheinen freilich auch hier häufig sein und seiner Kameraden Antheil gewesen zu sein. „Und so meinte ich denn,“ sagte Haydn, wenn er später von seinem Aufenthalte daselbst sprach, „es müsse eben überall so sein.“

Bald hatte Josef es so weit gebracht, daß ihm gestattet wurde, in der Stephanskirche als Chorknabe mitzuwirken. „Das war ein unbeschreiblicher, unvergeßlicher Augenblick,“ erzählte Haydn noch in späteren Jahren, — „als ich, der nie eine andere Kirche, als die bescheidenen Gotteshäuser in Rohrau und Haimburg gesehen, mich plötzlich in der herrlichen, ehrwürdigen Kathedrale befand. Neben der gewaltigen Orgel stehend, schaute ich vom Musik-Chor hinab und hinaus in die weiten, dunklen Hallen, nur matt erhellt von dem durch die hohen, buntgemalten Fenster gebrochenem Lichte. Die unzähligen Standbilder an den riesigen Pfeilern, die ich nur in unbestimmten Umrissen gewahrte, schienen sich zu regen, und mir gegenüber, in einer Entfernung von mehr denn dreihundert Fuß, strahlte der Hochaltar in einem Meer von Licht. Mir war's, als sei ich in einer ganz anderen Welt, ich hatte in diesem Augenblick alles Uebrige vergessen.“

Als nun die mächtige Orgel ertönte und die herrlichen Stimmen, und ein Meer von Tönen, durch die weiten Räume hinwegte und Josef selbst mitsingen mußte, da war es ihm gar wundersam zu Muthe; er mußte immer daran denken, was die Mutter ihm vom Himmel und den lieben Engeln erzählt hatte, die immer den guten Kindern nahe sind, und er faltete die Händchen und sang, und dachte, so müsse es wohl im Himmel sein. Der Knabe hatte noch niemals gute Musik gehört, es war daher wirklich eine neue Welt für ihn, und er hatte in jener Stunde, wenn auch nicht das klare Bewußtsein seines Berufes, — doch das ahnende Gefühl, daß er in dieser neuen Welt heimisch sein und bleiben werde.

Seine Lust am Studium der Musik wuchs nun mit jedem Tage; Haydn lernte alle damals gebräuch-

lichen Instrumente spielen, was ihm später als Komponisten von großem Nutzen war.

„Meine ersten Versuche in der Komposition,“ erzählte Haydn später, — „durchsah Neuter wohl hie und da, und lachte über meine unreifen Versuche, über Sätze, die Niemand singen und spielen konnte; doch eine eigentliche Anleitung gab er mir nie, und so mußte ich mich durch einen wahren Irthumgarten von Irthümern durcharbeiten. Ich glaubte damals, je mehr Noten auf dem Papier, desto besser sei die Arbeit.“ —

Mit zehn Jahren schrieb der junge Haydn eine Messe nur für Singstimmen, und bald darauf ein zwölfstimmiges Stabat mater. Als Neuter dieses durchsah, rief er: „Du dummes Büberl, meinst nicht, es wären vier Stimmen auch genug?“ — Indes war er über Josef's Fortschritte so erfreut, daß er dessen Vater, als dieser zum ersten Mal nach Wien kam, um sein Kind zu besuchen, versicherte: wenn er zwölf Söhne hätte, wollte er sie alle in's Kapellhaus nehmen, weil ihm der Josef so viele Freude mache.

Vater Mathias ließ sich das nicht zweimal sagen; er nahm den Kapellmeister beim Wort und brachte bald darauf seinen zweiten Sohn Michael*), und später einen dritten, Johannes**), welche beide mit schönen Stimmen begabt waren, in's Kapellhaus.

Der übrige Unterricht war in dem Institute, selbst nach den geringen Ansprüchen der damaligen Zeit, auf das Unentbehrliche beschränkt, und auch die leibliche Verpflegung der Knaben entsprach durchaus nicht den großmüthigen Absichten der Kaiserin, die für jeden derselben jährlich 700 Gulden bezahlte. Hunger und immer wieder Hunger war die fortwährende Sorge und Klage; daher denn auch großer Jubel bei den Knaben, wenn sie bei den Hofconcerten verwendet wurden, wo sie jedesmal ein gutes und reichliches Nachtessen erhielten.

Nachdem Haydn das fünfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, begann seine schöne Sopranstimme merklich abzunehmen; indessen war sie so kunstreich ausgebildet, daß er noch bei allen Gelegenheiten die Soli's zu singen hatte.

Eines Tages aber machte die Kaiserin scherzend die Bemerkung: Josef Haydn singe nicht mehr, er krähe. — Das war mehr als hinreichend für den Kapellmeister, einen andern Solisten zu wählen. Die

*) Michael Haydn, geb. den 14. Septbr. 1737 zu Rohrau, gest. als Kapellmeister zu Salzburg 1806. — Ausgezeichnet als Kirchencompositenr.

**) Johannes, geb. 1743, gest. 1805, fürstl. Esterhazy'scher Hof- und Kapellänger.

Wahl fiel auf Josef's jüngeren Bruder Michael, welcher bei einer kirchlichen Feier in Kloster Neuburg, der die Kaiserin beiwohnte, mit so großem Erfolg als Solofänger zum ersten Male auftrat, daß Maria Theresia ihn zu sich rufen ließ und mit 24 Dukaten beschenkte.

„Was machst Du nun mit dem vielen Gelde?“ fragte Reuter den freudig überraschten Knaben.

„Unfrem guten Vater ist vor Kurzem ein Thier gefallen,“ erwiderte Michael, „und da will ich ihm die Hälfte schicken; die andere Hälfte bitte ich Sie mir aufzuheben bis zur Zeit, wo auch meine Stimme bricht.“ —

Da nun Josef's Stimme nicht mehr tauglich war, bei den Musikleistungen der Chorknaben mitzuwirken, so war die nächste Folge davon sein Austritt aus dem Kapellhause. Leider wurde derselbe noch durch einen Zwischenfall unerwartet beschleunigt. Die Knaben trieben nämlich in ihren Freistunden oft tollen Muthwillen. Bei einer solchen Gelegenheit schnitt Josef einem Kameraden, der sein Haar in einen Zopf gewickelt trug, diesen ab.

Die Sache kam als Anklage vor den Director, der Josef zu Stockschlägen verurtheilte.

Der sechzehnjährige Jüngling, der die Schmach noch mehr als die Schmerzen scheute, bot Alles auf der Strafe zu entgehn. Er bat, ihn lieber sofort, aber ungestraft zu entlassen, obgleich er nicht wußte, wo sein Haupt hinlegen.

Aber Reuter, obgleich er des Knaben ehrliche Reue sah, ließ nicht mit sich handeln: „Da hilft nichts, Du wirst erst geprügelt, und dann marsch!“ — Also lautete der strenge Ausspruch des unerbittlichen Kapellmeisters.

So wurde denn Josef verabschiedet; arm, rath- und hilflos, ohne jegliche Aussicht für die Zukunft, stand er nun allein in der großen Welt, die er nicht kannte, umgeben von Gefahren, von welchen er keine Ahnung hatte. Seine ganze Habe bestand in drei schlechten Hemden und einem abgetragenen, ausgewachsenen Anzug. Die Eltern waren tief bekümmert, aber geben konnten sie ihm nichts. Die besorgte Mutter meinte, er solle in ein Kloster gehen, um doch seines Unterhaltes sicher zu sein, — der Vater schüttelte bedenklich den Kopf über diese Enttäuschung seiner stolzen Hoffnungen; Niemand aber wußte Rath und Hilfe zu schaffen.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Die kleine Gemüsehändlerin.

Gebicht von Karl Gerok. Holzschnitt nach einer Zeichnung von Ludwig Richter.



Da sitzt das arme gute Kind
Barfüßig auf dem Stein,
Im leichten Rod, im kühlen Wind,
Und bittet stumm: „Kauft ein!
Kauft ein, noch ist mein Körbchen voll,
Mein Beutelein fast leer,
Das ich nach Hause bringen soll
Von Silbermünzen schwer!
Kauft schöne junge Rüben!“

Mein Brüderlein liegt krank zu Haus,
Der Mutter fehlt's an Brod,
Der Vater zog in Krieg hinaus
Und liegt in Frankreich todt.
Manch schmuckes Mägdlein wohlgemuth
Stüßst leicht des Wegs daher,
Mir armem Kind, mir jungem Blut
Wird Kopf und Herze schwer.
Kauft schöne junge Rüben!“ —

Manch dreistes Marktweib mit Geschrei
Preist seine Waare an,
Geht nicht am armen Kind vorbei,
Das noch nicht feilschen kann.
Seht wie so sanft sein Auge blidt,
Mit schüchternem Begehr:
„Ach wär mein Beutelein gespickt,
Ach wär mein Körbchen leer!
Kauft schöne junge Rüben!“

L. R.

Das bucklige Mädchen.

Nach einem Motiv von Richard Leander*)

von

Wilhelm Osterwald.

War einmal ein kleines Mädchen, Gretchen
Nannt' es seine liebe Mutter. Gretchen
War nicht hübsch, ach nein, es war verwachsen,
Hatte zwischen seinen beiden Schultern
Einen Höcker, der es arg entstellte.
Auch sein Antlitz war nicht schön zu nennen,
Lange Krankheit macht' es bleich und länglich;
Doch es hatte wunderschöne Augen,
Sanft und rein und tiefblau wie die Blume,
Die das Kornfeld schmückt und alle Kinder,
Die vorbeigehn, reizt, sie abzupflücken
Sich zum Kranzschmuck; aber noch viel schöner
Als die Augen war des kleinen Gretchens
Herz. Drum war's auch seiner Mutter Liebling,
Die es herzt' und küßt', die schönsten Märchen
Und was Kindern sonst lieb, ihm erzählte
Und alltäglich ging mit ihm spazieren,
Wenn's das Wetter litt, hinaus in's Freie,
Auf den Feldrain, über Wiesenpfade,
In den Waldrand, oder wo sie sonst
Hoffte mit dem Kinde sein zu können,
Ohn' der Menschen Blick es auszusuchen;
Denn sie fürchtete des Kindes Kränkung.
Und dann war's der Mutter größte Wonne,
Wenn des Sonnenscheins sich Gretchen freute,
In die kleinen weißen Händchen klatschte,
Wenn es einen Schmetterling erblickte,
Seinem Gaukeln folgte mit den Augen,
Doch zu haschen nimmer ihn begehrte,
Weil es ihm sein liches Leben gönnte;
Oder auf der Wiese Blumen pflückte
Und mit unscheinbaren Gräserrispen
Sie zu Sträußen oder Kränzen zierlich
Ordnete und mit der lieben Mutter
Herzig plaudert' und so freundlich lacht', als
Wär' es ganz gesund und nicht gebrechlich.

Wenn der Rückweg dann nach Hause dennoch
Ueber vollbelebte Straßen führte,
Fragte Gretchen wohl die liebe Mutter:
„Lieb Mamachen, warum sehn die Leute

Sich so oft nur nach mir um und machen
Dann so Augen, als wenn sie sich wundern?“
„„Liebes Kind““, erwiderte die Mutter,
„„Weil du trägst ein gar so schönes Kleidchen;
„„Das bewundern, wenn sie's sehn, die Leute.““

Gretchens Kleid war schlicht und äußerst einfach;
Doch die Mutter wollt's dem lieben Kinde
Nicht zu Leide thun, den Grund zu sagen,
Der den Blick der Leute immer wieder
Auf die kleine bucklige Verwachsne
Lenkte, die doch selber nimmer ahnte,
Daß sie von Gestalt war mißgebildet.

Doch die Mutter grämte sich im Stillen;
Denn ihr Mann, der Vater Gretchens, hatte
Gretchen nicht so lieb, wie sie es wünschte,
Und war nimmer freundlich zu der Kleinen,
Wenn das liebe Kind auch alle Abend
Betete für ihn wie für die Mutter
Und ihn jeden Morgen froh begrüßte
Wie ein Kind, das seinen Vater lieb hat.

Und die Mutter wurde blaß und blässer,
Schwach und schwächer in den zarten Gliedern,
Ach! und konnte mit dem lieben Kinde
Nicht hinaus mehr wandeln in das Freie,
Burde krank und starb. Ihr letzter Seufzer
Klagt' auf Gretchens Lippen: „Ach! wer soll nun
Mit dir gehn und plaudern und dich lieben?
Armes Kind, nun bist du ganz verlassen!“

Kaum ein Jahr war's nach der Mutter Tode,
Als der Mann die zweite Gattin freite.
„Sollst nun wieder eine Mutter haben,
Gretchen.“ „„Ach wie schön das sein wird, wenn sie
Mit mir spielt und lacht und mir erzählt
Und mit mir spazieren geht; denn lange,
Ach! so lang ist's her, daß ich im Freien
Bei den lieben Blumen nicht gewesen.““

Doch die zweite war nicht wie die erste,
War nicht freundlich mit dem armen Gretchen,
Spielte nicht und lachte nicht wie jene,
Ging auch nimmer mit dem Kind spazieren —
Ach! sie war nicht Gretchens rechte Mutter.

*) Träumereien an französischen Kaminen von R. Leander. Vierte Aufl. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Eine Perle der deutschen Märchenliteratur und ein Familienbuch, an dem Alt und Jung sich erfreuen kann.

Blas und bläßer ward das kleine Gretchen,
Sehnte sich nach Luft und Sonnenscheine
Und nach ihren Wald- und Wiesenblumen.
Und an einem schönen Sommertage
Sprach's zur zweiten Mutter, die sich eben
Zum Spaziergang pugte: „Liebe Mutter,
Nimmst du mit mich heute zum Spaziergang?“

Sprach die Frau mit spottender Verwundrung:
„Zum Spaziergang dich? wie kannst du's glauben?
Bist verwachsen ja, hast einen Buckel,
Und mit Buckligen ist's doch unmöglich
Auf der Straße sehen sich zu lassen;
Alle Leute würden stehen bleiben
Und darüber lachen.“

Still war Gretchen,
Sagte nicht ein Wörtchen zu den Worten.
Aber als die Frau nun war gegangen,
Schob das Kind den Tisch sich vor den Spiegel,
An den Tisch den Stuhl und klettert' mühsam
Auf den Stuhl und auf den Tisch am Spiegel,
Um zu sehen, ob sie einen Buckel
Wirklich hätte, wie die Frau gesagt.

„Es ist richtig, ich bin wirklich bucklig,“
Sagte sie; „ach! meine erste Mutter,
Die so gerne ging mit mir spazieren
Und so lieb mich hatte und so gut war,
Hat mir nie von solchem Ding gesprochen.
Aber richtig ist es, bucklig bin ich! —
Wozu solch ein Buckel wohl mag dienen?
Was wohl drinnen stecken mag verborgen?
Lieber Gott, ich wüßt' es gar zu gerne!“

Also sprach das arme kleine Gretchen,
Stieg vom Tisch und auf den Stuhl hernieder,
Setzte sich und dacht' und sann noch lange,
Was wohl in dem Buckel stecken möchte.

Wenn das Kind dann durch die Fenster blickte
In den schönen Sonnenschein da draußen,
Dacht es schmerzlich seiner rechten Mutter,
Die so gerne ging mit ihm spazieren,
Mit ihm lacht' und spielt' und ach! so gut war.
Doch es klagte nicht, nur still und leise
Flossen ihm aus seinen blauen Augen
Große Thränen über's bleiche Antlitz.
Alle Tage dacht' es seit dem Tage
Seiner Mutter, die im Himmel wohnte,

Alle Abend schlief's mit dem Gedanken
An die rechte Mutter ein mit Thränen,
Bis es einschlief, um für's Erdenleben
Nimmer zu erwachen. —

Da 's im Grab lag,
Schwebt' ein Engel Gottes zu ihm nieder;
Christus selber, der die guten Kinder
Alle lieb hat und zu sich beruset,
Hatt' ihn hergesandt, und er berührte
Sanft das Grab und rief: „Erwache, Gretchen,
Stehe auf und komm zu deiner Mutter
In den Himmel!“

Gretchen hört's, ihr war es
Wie im Traum: gleich der geschlossnen Knospe
Glaubte sie im Sarge dort zu liegen;
Doch nun wehten süße Frühlingschauer
Ihr durch Seel' und Leib, und ihre Bande
Lösten leise sich — und sie erwachte
Und stand auf, doch schämte sich des Buckels
Vor dem lichtumflossnen Engel Gottes
Und sprach kleinlaut: „Hab' ich recht gehört?
In den Himmel, sagst du, soll ich kommen?
Können denn auch Bucklige, wie ich bin,
In den Himmel kommen? Bitte, sag mir's.“
„O du gute, reine Kindesseele,“
Sprach der Engel, „hast ja keinen Buckel,
Sieh doch selbst!“

Und er berührte leise
Die Erhöhung zwischen ihren Schultern,
Und ihr war's, als wehten Frühlingschauer
Ihr durch Seel und Leib, der Knospe Bande
Lösten leise sich, denn die Erhöhung
Ging nach beiden Seiten aus einander,
Und ein Paar der schönsten Engelsflügel
Schwoll daraus hervor.

Da wußte Gretchen,
Wozu gut der Buckel ihr gewesen,
Der die Flügel ihr umgeben hatte,
Folgte froh dem Engel, welcher winkte,
Flog ihm nach und schwebte mit ihm selig
Hoch und immer höher in den Himmel,
Bis sie war bei ihrer rechten Mutter,
Als verklärter Engel sie umarmte
Und auf Gottes blühnden Himmelsraume
Mit ihr Blumen ew'ger Freude pflückte.

Jugenderinnerungen.

Von

A. W. Grube.

I.

Festzeiten.

Jetzt, wo ich so zu sagen alle Tage Sonntag und das ganze Jahr Ferien habe, wo der Alltag und Sonntag sich fast gleichen wie ein Ei dem andern, wo ich arbeiten oder spazieren gehen kann, wann und wie mir's beliebt: da will mir's scheinen, als seien die Sonntage viel weniger sonntäglich und die Festtage viel weniger festlich als in der Jugendzeit. Ja, liebe Jugend, auf deiner Zeit ruht ein Sonnenglanz, vor dem aller sonstige Glanz des späteren Alters erbleicht, in deinem Herzen ruht eine Poesie, vor welcher alle Kunstpoesie der Dichter die Segel streichen muß. So lange man aber jung ist, weiß man's nicht, wie glücklich man ist, und sehnt sich nach den Mannesjahren. Der Mensch greift immer nach dem, was von ihm weit entfernt ist, dem Kinde gleich, das nach dem Monde hascht.

Was war es denn nun aber, was mir die Feste so festlich machte, wenn ich von dem Unterschied der Jahre ganz absehen will? Als Schüler mußte ich doch erschrecklich viel sitzen und schwitzen, — puer sudavit et alsit, sagte schon der kluge Horaz, die armen Knaben bedauernd. Doch das war's ja eben, daß wir lernen und arbeiten mußten und dies als ein unabänderliches Schicksal erkannten. Denn nun erst standen im Hintergrunde der Schulzeit wie trostreiche Sterne die Ferien. Ferien in den Hundstagen, Ferien in der obstreichen Herbstzeit, Ferien zu Weihnacht, zu Ostern und Pfingsten. Welche Wonne! Wenn die Schule nach den Ferien wieder anfing, so war ja das nur, um in zwei Monaten und zwanzig Tagen wieder geschlossen zu werden, und je näher dann die Ferien rückten, desto höher schlug das Herz und desto schneller die Pulse.

Wohlweislich löste ich meine Ferienaufgaben gleich in den ersten Tagen, um dann desto freier mit meiner Freiheit schalten und walten zu können. Zwei besonders stark hervorbrechende Neigungen befriedigte ich am liebsten: das Wandern auf nahe und ferne Bergeshöhen und das Lesen von Werken der Dichtkunst in Poesie und Prosa. Ich war nicht sehr wählerisch und las von Büchern, was ich erhalten konnte. Rittergeschichten, ich glaube von Spieß, ein Band von Shakespeare's sämtlichen Werken, die ersten Bändchen der im bibliographischen Institut zu Hildburghausen erscheinenden Miniaturbibliothek deutscher Klassiker, Alles wurde frisch

weg gelesen und das erhöhte nicht wenig meine Festfreude. Ich ging in der Bücherwelt ebenso auf Entdeckungen aus wie auf meinen einsamen Wanderungen an den Abhängen des Brodens.

Am Sonnabend wurden regelmäßig Zimmer, Hausflur, Treppe, Tisch und Bänke gewaschen, und auf den Tritt vor dem Hause, in den Hausgang und das Wohnzimmer wurde frischer weißer Sand gestreut. Ohne gescheuerte Stube kein Fest! Ich mußte ferner am Festvorabend meine Sonntagskleider ausklopfen und meine Stiefel wischen. Die blanken Stiefel und Schuhe, alle in Reih und Glied gestellt, erweckten schon am Sonnabend das Sonntagsgefühl.

Nur an den hohen Festtagen wurde die übliche Suppe mit Rindfleisch noch von einem Kalbs- oder Schweinebraten begleitet. Das Wort „Braten“ hatte für mich einen festlichen Schimmer und Wohlklang. Daß zum Feste auch Kuchen gebacken wurden, verstand sich ohnehin. Ich mußte manche Bestandtheile vom Kaufmann holen; am liebsten erfüllte ich den Auftrag, Rosinen und Mandeln zu holen, von denen je eine unterwegs genascht wurde, doch mehr nicht.

Wer alle Tage ein feines frisch gewaschenes Hemd anzieht, gebratenes Fleisch ißt und auf Teppichen geht, der weiß kaum, was eine gescheuerte Stube, ein Festkuchen und Festbraten dem Volke ist, das sich nur an Sonn- und Feiertagen der weißen Hemdärmel und feineren Kleider erfreuen kann; der hat aber auch keine so hohen Festtage, wie sich das Volk ihrer erfreuen darf.

An jedem heil. Abend um 6 Uhr und dann am Feste selber vor dem Gottesdienste zwei Mal ward mit allen Glocken geläutet: das stimmte zur Andacht. Die kleine Stadt Wernigerode hat ein ausgezeichnetes Geläut. Zu den sonoren Alt- und Bariton-Stimmen der Glocken der Neustädterkirche kamen Sopran, Alt, Tenor und tiefer volltönender Baß des Oberpfarre — die große Glocke wurde nur an den hohen Festen in Bewegung gesetzt — und in dieses ernste Glockenzert mischten sich noch die hellen Stimmen der kleinen Glocken von der Schloßkapelle und der St. Theobaldikirche in Nöschendorf, sowie auch zweier Hospitalkirchen. Die Berliner Jugend entbehrt viel, daß sie statt solchen harmonischen volltönenden Glockengeläutes nur Droschkenlärm hat. Die Entfernungen sind in

großen Städten zu groß, um ein Zusammenklingen zu ermöglichen. Wie tief sich aber solche Eindrücke wie ein schönes Kirchenglocken-Geläut, der jungen Seele einprägen, das mögen auch diese Zeilen darthun, deren Verfasser nicht ohne eine gewisse Begeisterung des Festgeläutes seiner Vaterstadt Erwähnung thun kann, jenes freundlichen Harzstädtchens, dessen schönes, alterthümliches Rathhaus Euch hier im Bilde vorgeführt wird.



Die Krone aller Feste war natürlich das liebe Weihnachtsfest. Es wirft seinen Lichtglanz, seine herzdurchwärmenden Strahlen noch in meine alten Tage, und verkärt sie mit dem rosigen Schimmer der Erinnerung. Und doch bekam ich nicht einmal einen Christbaum angezündet — einen solchen herzurichten hatten die Eltern keine Zeit, da es gerade vor dem Fest am meisten zu thun gab. Das Christkind bescheerte mich von Seiten der Eltern eine Schüssel mit rothbäckigen Äpfeln, mit Walnüssen und Braunschweiger Honigluchen; von Seiten der Großmutter abermals einen Teller mit Nüssen und Äpfeln, in deren einem ein blanker Harzgulden steckte. Auf dem Allen lag noch etwa ein Shawl, eine Pelzmütze oder ein Halstuch, ein paar Handschuh. Das war Alles. Und ich hatte nicht weniger mich auf die Bescheerung gestreut und nicht weniger meine Freude an dem Wenigen, als andere Kinder an ihrem Viel und Vielerei.

Wie hurtig sprang ich aus dem Bette, wenn

am ersten Weihnachtstage früh 6 Uhr alle Glocken zu läuten begannen. Schnell war der Morgenanzug beendet und nun eilte ich, von einem Diensthöten begleitet, mit einem Wachsstock in der Hand, in die Kirche des Nicolai-Hospitals, wo — eine Sitte aus alter katholischer Zeit — eine Lichtermette gehalten wurde. Jung und Alt hatte sein brennendes Wachslight, auf dem Altar brannten die Kerzen, auf der Kanzel auch zwei, und der von der Decke der Kirche herabhängende Kronenleuchter war auch angezündet. Aus dieser mit Lichtglanz erfüllten Kirche erscholl zu den Tönen der Orgel der Allen wohlbekannte Choral: „Lob, Gott, ihr Christen allzugleich, in seinem höchsten Thron!“ Während ich in der Kirche war und die Predigt von der Geburt des Heilandes vernahm, bereitete die Mutter daheim den Kaffee, schnitt den Festluchen in Streifen — und das Christkind stellte seine Gaben auf.

Bald sollte ich aber auch thätigen Antheil an der Festfreude der Gemeinde nehmen und ihre Erbauung fördern helfen. Der Musikdirector Wolf, der meine musikalischen Anlagen bemerkt hatte, unterrichtete mich frühzeitig im Klavierspiel, Generalbaß und Orgelspiel. Er gedachte sich in mir einen Vertreter heranzuziehen, der ihn in seinem Organisten-Amte unterstützen sollte. Und es dauerte nicht lange, so spielte ich regelrecht meinen Choral mit Vorspiel und Zwischenspiel auf der Orgel und begleitete den Gesang der Gemeinde. Kaum reichten meine Füße auf's Pedal, und wenn an Festtagen beide Manuale des vollen Werkes gezogen wurden, dann hatte ich einige Mühe, mit meinen zarten Händen die schweren Tasten zu bewältigen. Aber die Tonfülle der Orgel, ihre kräftigen Bässe, Posauern und Trompeten brachten mich so in's Feuer, daß ich den mitunter gar zu schleppenden Gesang der Gemeinde auch mit fortrif, zumal wenn bewegtere Rhythmen, wie „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ gesungen wurden.

Fassen wir nun die hervorgehobenen Festmomente in wenigen Zeilen zusammen: Gescheuerte Zimmer mit weißem Sande auf der Diele, sehr blank gewichste Stiefel und festliche Kleider, Apfel-, Kuchen- und Bratenduft, die Gaben des Christkinds, Orgelton und Glockenklang, Gesang und Festpredigt, brennende Wachskerzen und freudengeröthete Kindergesichter — ich meine, es war Alles beisammen, was die Festtage festlich zu machen vermochte.

Die ganze Winterszeit war im Grunde genommen eine Festzeit. Nach der Schule wurde auf den vielen Hügeln, welche meine Vaterstadt umgeben, Schlitten gefahren und nachdem ich das zehnte

Jahr zurückgelegt, wurden die Schlittschuh unter die Füße genommen. Die Teiche um Vernigerode boten treffliche Eispiegel. Als ich einige Festigkeit erlangt hatte, liebte ich's, bis spät in die Dämmerung hinein zu laufen, und wenn dann der Mond am Osthimmel aufstieg und einige Stellen des Teiches wie helles Silber glänzten, während andere in tiefen Schatten traten und die kahlen Weiden ringsum so recht gespenstisch dastanden und die Lehrenbüschel des Rohres im Teiche geheimnißvoll flüsteren: dann überkam mich jene Märchenstimmung der „mondbe-glänzten Zaubernacht“, die den Sinn gefangen hielt, um der Phantasie desto freieren Lauf zu lassen.

Die Lust an der Märchenpoesie wurde daheim reichlich genährt. Abends in der Dämmerung sprach Nachbar Mehrhorn, der Wagner, vor, der Musäus Volksmärchen und die Märchen aus Tausend und einer Nacht meisterhaft erzählte. Schaurig süßes Gefühl, wenn meine Seelenaugen in diese Welt des Wunders schauen durften! Wenn eingeschlachtet wurde und der Fleischer Abends die Würste füllte, dann erzählte derselbe allerlei Spulgeschichten von feurigen Drachen, Irrlichtern, von glühenden Kohlen im Walde, die eitel Gold waren; ein Bergmann wußte vom Berggeist zu erzählen, der allerlei neckische Gestalten annahm, seinen Lieblingen die Taschen mit Gold und Silber füllte, den ihm Mißliebigen aber den Hals umdrehte. Aber auch manche der schönsten Märchen, die in der Sammlung der Gebr. Grimm gedruckt worden sind, waren damals noch im Munde des Volks der Grafschaft Vernigerode. Die Geschichte vom Gevatter Tod, vom Knüttel aus dem Sack u. erzählte der Vater sehr gut, die Geschichte von Schneewittchen, von dem Fischer und seiner Frau (plattdeutsch) einer meiner Schulkameraden, der sie in seiner Familie vernommen.

Jedes Märchen, das gut erzählt wurde, bereitete mir eine Feststunde; das gelesene Märchen ist bei Weitem nicht das, was das gehörte ist. Das trauliche Beisammensein, die Stille, mit welcher Alle lauschen, und die Spannung, mit der sie am Munde des Erzählers hängen, die Dämmerungsstunde oder der Lampenschimmer, um welchen sich die Familie versammelt hat: das alles ergreift das Gemüth. Wenn ich das Geld dazu hätte, so würde ich für die Winterabende einige Duzend guter Märchen Erzähler anstellen und diese besolden, damit sie von einem Ort zum andern wanderten und mit ihren Geschichten der lieben Jugend ein Fest bereiteten.

Doch ich muß noch zweier Festfreuden Erwähnung thun, die mir lebhaft im Gedächtniß geblieben sind. Die eine war der sogenannte Actus des Ly-

ceums, die öffentliche Redeübung, in welcher auf dem kleinen Theater des Schulsaales Gedichte recitirt und kleine Schauspiele aufgeführt wurden. Die Lehrer gaben sich viel Mühe, uns die nöthigen Gesten, Haltung, Ton der Stimme u. einzüben und über den Proben ward auch wohl manche Schulstunde versäumt. Aber unsere Sprach- und Stylbildung gewann doch viel durch diese Redeübungen. War Alles vorbereitet, dann erging die Einladung an Eltern und Verwandte der Schüler, an alle Freunde der Schule. Der Saal war festlich geschmückt; ein Orchester spielte zu Anfang und in den Zwischenpausen. Ich hatte keine geringe Angst, so coram publico auf die Bühne treten zu müssen. Der erste Blick auf die große Versammlung, auf die vornehmen Damen und Herrn, die auf den ersten Plätzen saßen, wollte mich verwirren. Doch der Kerzenglanz, die Musik, das Außerordentliche des festlichen Aktes hob mich über alle profaische Bedenklichkeit hinaus und ich spielte meine Rolle in dem kleinen Drama lebhaft und lustig genug. Es ging Alles gut und Alle, Spieler und Zuschauer, verließen befriedigt den Saal.

Die andere Festfreude, welche uns die Lehrer bereiteten, bestand in den Ausflügen, die sie alljährlich mit uns Schülern nach entfernteren schönen Punkten des Harzgebirges unternahmen. Besonders eindrucksvoll ward uns die Wanderung nach dem Büchenberge, einem gräflichen Eisenbergwerke. Der Besuch der Schule war dort bereits angekündigt und man hatte Alles zu unserem Empfange vorbereitet. Die Schächte und Stollen, welche in die Tiefen der Erde führten, waren mit Lämpchen erhellt, und in einem großen saalartigen Raume, in den ein senkrechter Schacht von oben hinabführte, so tief, daß die weite Oeffnung oben, die an's Tageslicht ging, wie ein winziges Lichtpünktchen ausah, war Alles festlich illuminirt. Dort stellten wir Sän-ger uns auf, das Vernigeroder Musikcorps, das den vierstimmigen Gesang begleitete, hinter uns. Der Bergschreiber und sein Gehülfe und die Steiger waren alle in ihrer kleidsamen dunkeln Uniform, jene mit goldenen Epaulets, diese mit gelben Franzen. Da ward denn das Lied aus Preciosa: „Es blinken so lustig die Sterne in's Dunkel des Lebens hinein“ aus jugendfrischen Kehlen angestimmt und zu den Klängen der Musik knallten Böllerschüsse. Dann hieß es: Achtung! In einem Nebenstollen waren mehrere Schußlöcher angebohrt und nun sollten die Linten angezündet werden, welche den Funken bis zur Pulverladung leiten — damit wir auch einen Begriff von dem Absprennen des Gesteins bekämen. Ein bröhnender, dumpfer Knall, als sollten die

Wände über uns zusammenstürzen; ihm folgte ein Gepirra von fallenden Steinen und in dichten Wolken drang der Pulverrauch aus den dunkeln schmalen Gängen hervor. Hierauf durchschritten wir das unterirdische Labyrinth; bei schwachem Grubenlicht bewegten sich die Bergleute mit ihren Schlägeln und Karren und Grubenlämpchen wie die

Gnommen und Erdgeister unserer Märchen. Endlich, als wir auf senkrecht hangender „Fahrt“ wieder aus dem Schacht emporstiegen, begrüßten wir jubelnd das helle, unsere Augen fast blendende Tageslicht und sangen das Lied von Lütow's verwegener Jagd: „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?“ Wir hatten ein glänzendes Fest unter der Erde gefeiert!

Tanne und Waldbach.

Fabel von

Carl August.

Hell strahlt der Mond dort überm Wald,
Berklungen sind der Vöglein Lieder,
Es ruht die Nachtigall im Flieder,
Des Spechtes Picken ist verhallt.
Der Blüthen Kelche sind geschlossen,
Bom Falter träumt die Anemone,
Im süßen Schlaf ruht hingegossen
Das Moos selbst auf dem Felsenthron.
Nur ewig plaudernd in flüchtiger Hast
Kauschet das Bächlein und findet nicht Raft
Und findet nicht Ruh,
Kauscht immer zu,
Und weckt beim unstät flüchtigen Lauf
Des Waldes älteste Tanne auf.
Die schüttelt den Wipfel und spricht:
„Was ruhest du nicht,
Unstäter Gefelle,
Und bleibest zur Stelle?“
Das Bächlein spricht:
„Ich eil' ohne Ruh
Dem Meere zu!
Dort gilt es zu wagen
Und Schiffe zu tragen,
Dort in dem fernen Ocean
Geht erst mein Leben und Ringen an!“

Ein Blick in's All.

Von

Heinrich Heise.

Weich auf grünem Rasen liegend
Muß ich in den Himmel sehn,
Schauen, wie die Wolken fliegend
In einander übergehn.

Wie ich all der Pracht mich freue!
Bilder kommen wie im Traum,
Hier des Himmels reinste Bläue,
Dort der Wolken lichter Flaum.

Fern dem nichtigen Gewimmel
Scheint die Erde mir so groß,
Ahnend seh' ich in den Himmel,
In das Weltall grenzenlos.

Gleich dem Meer, das seine Wellen
Krönt im Sturm mit Gischt und Schaum,
Zieh die Wolken auch, die schnellen,
Eilig durch den Himmelsraum.

Doch bald glätten sich die Wogen,
Und die See ruht gleich der Au,
Auch der weite Himmelsbogen
Strahlt in seinem reinsten Blau.

Laß des Lebens Stürme toben,
Such' in dir den Ankergrund,
Nichte fest den Blick nach oben,
Und das Herz wird dir gesund.

Kleinigkeiten

von Johann Meyer.

I.

Bist du unzufrieden mit deinem Loos,
Hör', was ich sage und merk' dir's fein:
Dein Mißgeschick ist nimmer so groß,
Daß es nicht könnte noch größer sein!

II.

Ist das Glück entschwunden,
Nicht immer bleibt's fern.
In dunklen Stunden
Fällt wohl ein Stern
Bom Himmel nieder,
Doch strahlt er wieder.

Die kleinen Schlaraffen.

Gedicht

von Julius Sturm.

Illustration von Friedrich Wertmeister.



Mein liebes Kindlein wiß', es giebt
In Wirklichkeit Schlaraffen,
Die sinnen nicht und sorgen nicht
Und brauchen nicht zu schaffen.

Wenn solch ein fröhlicher Schlaraff
Erwacht am frühen Morgen,
Dann sind zwei Hände schon bereit
Um tren für ihn zu sorgen.

Sie waschen ihn und kleiden ihn
Hilf in ein reines Röcklein
Und ziehn ihm Strümpf' und Schühlein an
Und kämmen ihm die Locklein.

Dann tragen sie ihm auf den Tisch
Ein warmes Morgensüpplein,
Und eine liebe Stimme spricht:
„Nun is, mein herzig Püpplein.“

Drauf spielt der lustige Schlaraff,
Hüpft munter auf und nieder,
Und treib' s so bis zur Mittagszeit
Und is und trinkt dann wieder.

Und wenn der Himmel heiter is,
Dann kann er's kaum erwarten,
Zu wandern im Schlaraffenland
Durch Feld und Wald und Garten.

Bald hört er einem Vöglein zu,
Bald siehst du ihn sich bücken,
Um sich ein süßes Beerchen hier,
Ein Blümchen dort zu pflücken.

Und wenn der stille Abend kommt,
Dann is er noch sein Süpplein,
Und eine liebe Stimme spricht;
„Nun schlaf, mein herzig Püpplein!“

Er legt sich auf den weichen Pfühl
Und streckt die müden Gliedchen,
Und wenn Schlaraff nicht schlafen kann,
So singt man ihm ein Liedchen.

Nun drückt er fest die Augen zu
Und schlummert wohlgeborgen;
Denn Gottes Engel halten Wacht
Am Bett bis an den Morgen.

Die jungen Sammler.

Von

Gustav Jaeger.

III.

Mittlerweile war es Winter geworden. — Am 15. Juli hatten Franz und Max Ferien bekommen und waren mit ihren Eltern verreist, und als sie am 15. August zurückkamen, war gerade den Tag vorher der Professor verreist, blieb 6 Wochen fort und dann hatte er so viel zu thun mit all dem Zeug, das er mitgebracht, und mit Schreiben und Lesen, daß er gar keine Zeit hatte, mit Max und Franz wieder einmal fortzugehen.

Als sie zum zweiten Mal bei ihm waren und wieder umsonst, weil eben der Professor immer noch keine Zeit hatte — begreifen konnten sie das freilich nicht, sie glaubten ein Professor könne doch thun, was er wolle — erbarmten ihn doch ihre traurigen Gesichter.

„Wißt ihr was,“ sagte er, „wenn der erste Schnee fällt, dann kommt zu mir, dann verspreche ich euch, den ganzen Bücherkram liegen zu lassen und mit euch in den Wald zu gehen. Ihr laßt euch zuvor zu Hause die Stiefel schmieren und steckt die Hosen in die Stiefel und eine Wurst und ein Stück Brot in die Tasche. Das Schmetterlingsnetz könnt ihr zu Hause lassen, aber eine Schachtel mit Nadeln braucht man schon, es gibt immer noch etwas nach Hause zu tragen.“

Endlich kam der Schnee und mit rothen Backen traten die Buben in's Zimmer. Der Professor fuhr in seine Wasserstiefeln, zog die Jagdjuppe an, steckte ein Giftgläschen und einige Schächtelchen in die Tasche — und so ging's fort.

„Nicht wahr, das sind Krähen, die jetzt immer um die Stadt herum fliegen? wo kommen denn die her?“

„Nein! Es sind nicht lauter gleiche Vögel. Seht einmal dort in dem Schwarm genau zu, der eben fliegt. Da sind einmal deutlich kleinere Vögel darunter, die etwas hastiger mit den Flügeln schlagen als die andern, das sind Dohlen; und die immer so schreien: „djak!“ das sind gleichfalls solche. Denn die Dohlen haben immer etwas zu schwagen. Unter den größeren könnt ihr noch einmal zweierlei Arten unterscheiden; wir wollen nur warten, bis sie über uns hinwegfliegen. — So — jetzt! Seht ihr, wie die einen ihre Schwungfedern spreizen, wie die Finger einer Hand, daß man weit hinein durchsehen kann, während sie bei den andern fast ganz zusammengeschlossen bleiben?“

„Ja, ja, ganz gut sieht man das!“

„So! Die mit den gespreizten Flügeln sind die Rabenkrähen, die andern die Saatkrähen. Soll ich euch etwas von ihnen erzählen?“

„O ja, bitte, bitte!“

„Sommer sind sie nicht bei einander, da haust jede Art wo anders. Die Dohle lebt gefellig in den Mauerlöchern von Kirchtürmen, Schlössern, alten Ruinen, manchmal auch, aber seltener, in Felslöchern, und wenn irgend wo so ein Paar recht alte verwitterte durchlöcherter Baumriesen bei einander stehen, siedeln sie sich auch in Baumhöhlen an.

„Jetzt weiß ich's schon! In Neuhaus, wo meine Großeltern wohnen, da giebt's Dohlen, die fliegen immer um den Kirchturm herum, viele, viele! und schreien in Einem fort. Wie ich einmal auf Besuch dort war — voriges Jahr, da setzte sich immer eine auf die Thurmspitze und die andern stießen sie wieder herunter. Mein Großvater sagte, sie spielen oft so; er könne sie aber nicht leiden, jedes Jahr, wenn die Zungen flügge seien, kämen sie in den Garten und trieben Unfug; einmal haben sie ihm die ganzen Zuckererbisen heruntergerissen.“

„Das thun sie wohl manchmal, deshalb sind sie aber doch nützliche Thiere, denen man nichts zu Leid thun sollte; denn wenn in den Wiesen die Engerlinge, in den Krautgärten die Raupen und auf dem Brachfeld die Aekerschnegen sind, so kommen sie auch und holen sie weg; daneben darf man ihnen schon etwas zu gut halten.“

„O, Herr Professor, da fliegt ein ganzer Schwarm!“

Sie waren eben am obern Ende der Steige angekommen, wo man auf's freie Feld hinaus sieht, und da war's von Dohlen und Krähen ganz schwarz voll. Ein Theil saß auf den Apfelbäumen am Weg, andre liefen auf der Straße herum und stöberten im Viehdünger, wieder andere suchten unter den Bäumen herum. Es war kalt und der Wind, der vorher übergegangen war, pfiß ihnen scharf um die Ohren.

„Friert denn die Krähe dort, daß sie sich so dick macht?“ fragte Franz, indem er auf eine wies, die behaglich auf der Straße herumwadelte.

„Da muß es schon noch kälter werden, ehe es die friert. Aber du hast gut gesehen: wenn du aber noch genauer hinblickst, wirst du bemerken, daß meh-

rere andre ihre Bauchfedern auch so nach vorn aufbauschen, daß sie aussehen wie eure Köchin mit ihrer Krinoline, während die andern den schwarzen Rock knapp anliegend tragen. Das erstere thun nur die Saatkrähen, daran kann man sie im Sitzen recht gut erkennen. Dann die dicke, die da vorn herumwatschelt, hat noch etwas Besonderes an sich: der Theil des Gesichtes, der an die Schnabelwurzel anstößt, sieht ganz weißlich und verschunden aus. Daran kennt man die alten Saatkrähen.“

„Was machen denn die Besondres?“

„Die wohnen auch in großen Gesellschaften bei einander, wie die Dohlen, aber nicht in Mauer- und Baumlöchern, sondern bauen ihre Nester auf Bäumen. Eigentlichen Wald lieben sie nicht, sie wählen einzelne Feldbäume oder kleine Feldhölzer, wo dann oft Hunderte, selbst Tausende beisammen nisten. Jedoch sind sie nicht überall in deutschen Landen zu treffen. Hier bei uns in Süddeutschland sieht man selten solche Saatkrähenkolonien, in Norddeutschland dagegen hat es ihrer genug. Sehr nützliche Thiere sind es; sie durchstöbern Tag für Tag das Feld, stechen die Engerlinge und Drahtwürmer aus dem Boden — dadurch wird ihr Vordergesicht so abgeschunden —, fangen Mäuse, Raupen, Schnecken, und wenn der Bauer pflügt, sind sie immer hinterdrein und lesen in der Furche alles Ungeziefer auf. Wenn ihnen dann in Norddeutschland und weiter droben das Wetter zu kalt wird, dann kommen sie zu uns in großen Schwärmen. Unsere Dohlen und Rabenkrähen schlagen sich zu ihnen, und so gibt's oft Schaaren, die viele Morgen Landes schwarz bedecken.“

„Wo sind denn die Rabenkrähen zu Hause?“

„Bei uns, mein Junge! Alles was du im Sommer einzeln oder paarweise, nach der Brutzeit zu fünf, sechs im Feld herumstreifen siehst in schwarzem Rock, was von den Baumspitzen sein „Rab, Rab!“ schreit, ist eine Rabenkrähe; so ist's fast in ganz Süddeutschland. Doch Eins: wenn du z. B. einmal nach verschiedenen Ländern Oestreichs kommst und gehst im Sommer in den Wald, dann findest du eine Krähe, die eine graue Weste angezogen hat. Im Winter kommen diese Oestreicher auch einzeln zu uns, der Bauer heißt sie „Leibleskrabb“ und in den Büchern schreibt sie sich „Rebelkrähe“. Sie ist aber sonst nicht verschieden von unsrer Rabenkrähe — die beiden verheirathen sich auch, so scheint's, manchmal mit einander. Beide wohnen paarweise im Wald auf hohen Bäumen. Ehe ihre norddeutschen Vasen im Spätherbst kommen, machen sie nur mit den Staaren gemeinschaftliche Sache, plündern mit ihnen die Kirschbäume im Juni und

die Weinberge im Oktober, verüben überhaupt viel mehr Unfug, als die Saatkrähen: plündern Vogelnester, hauen junge Hasen todt, rupfen junge Pflanzen aus, zerhacken Birnen und Äpfel, vertilgen aber freilich dabei auch viel dem Ackerbau schädliches Gewürm. In Norddeutschland sind sie nicht so häufig; sie lieben das Berg- und Hügelland und es muß ihnen gefallen, wenn sie von einem Feldbaum hoch oben am Bergrand oder vom höchsten Waldbaum herab so recht nach Herzenslust in's Thal hinunter schreien können: Rab! und Rab! und immer wieder Rab! so lange bis ihnen oft die Stimme über Schnappt, und dann schreien die Buben wieder hinauf — Run? wie schreien sie?“

„Ich weiß! Ich weiß!“ riefen beide zu gleicher Zeit.

„Der May soll's sagen, wie's heißt!“

„Krabb, krabb! Dei Häusle brennt!
Sitz sieben Junge d'renn!
Eins ist verfosse,
's ander ist verd'losse,
d' andre sitze in de Büsch,
Schreien, daß er Glend ischt.
Krabb, krabb! Dei Häusle brennt!“

„So, jetzt schreit's ihnen einmal mit einander!“ Und die Jungen fingen's zu schreien an, die Krähen machten erst lange Hälse, dann hob sich flatternd der ganze Schwarm, daß es brauste, und in langem Zug ging's über die beschneiten Felder hin, einer Reihe von Dunghaufen zu, die man in der Ferne sah.

„Ah, da seht hin! ein Hühnerhabicht!“ Man konnte es nicht so schnell sagen, war schon Alles geschehen: Auf dem Feld heraus, wohl fünfhundert Schritt vom Waldrand, stand ein einzelner hoher Eichenbaum, vom Volk dort herum die „hohe Eiche“ genannt. Wie der Schwarm da vorbei zog, stürzte plötzlich aus dem Gezweig ein Raubvogel hervor, faßte einen der hintersten Vögel, ihm in die Flanke stoßend und — nun dieses Geschrei! Wirbelnd stieß Alles jetzt um den Habicht, der die Krähe forttragen wollte. Aber es ging nicht auf einmal, er mußte auf halbem Wege Halt machen, um sich der andern zu erwehren. Ketten konnten sie freilich ihren Kameraden nicht mehr. Man sah ganz deutlich die Federn fliegen, welche der Habicht der Krähe ausriß; dann flog er wieder eine Strecke weit schwerfällig dahin, sein Opfer in den Fängen, und so noch ein paar Mal, bis er den Wald erreicht hatte. Noch eine Weile flogen die Dohlen und Krähen schreiend um die Baumwipfel, dann zogen sie ab, querselbein.

„So etwas sieht man nicht alle Tage! Ich lenne freilich den Schlingel schon länger, er wege-

lagert da immer in der Nähe herum; zweimal ist er den Sommer vor mir von einem Alleebaum aufgegangen und dort drüben habe ich, auch in diesem Jahre, kaum zehn Schritte im Walde den Platz gefunden, wo er eine Haustaube gerupft und verspeist hatte.“

„Wie heißt denn der Raubvogel?“

„Das ist der, den man hier bei uns „Taubenstöber“ nennt, im Buche „Hühnerhabicht“, der gefährlichste und frechste unserer Raubvögel; doch davon will ich euch eine Geschichte erzählen, die mir passiert ist. Fast ist's mein längstes Denken, aber ich kann's noch heute vor mir sehen. Drei, vier Jahre alt mochte ich sein, saß neben meiner Großtante im Kinderfessel und trank meinen Milchkaffee. Da klirrt's mit einemmal, eine Taube stürzt durch die zerbrochene Fensterscheibe schnurstracks mir auf den Kopf, krallt sich in meinen Haaren fest, schlägt verzweifelt mit

den Flügeln und ich schreie natürlich, als stäke ich am Speiß, bis mir mein Vater die Taube vom Kopfe nimmt. Ein Hühnerhabicht hatte die arme Taube durch's Fenster gesprengt, wo sie Schutz bei mir suchte; und wenn mein Vater nicht so schnell nach dem Habicht geschlagen hätte, als er gleich hinterdrein an der zerbrochenen Scheibe erschien, wer weiß, ob er nicht herein gekommen und seiner Freiheit zum Opfer gefallen wäre. Tauben, Hühner und Krähen haben an ihm einen argen Feind. Er lauert immer hinterlistig im Gezweig versteckt oder schleicht sich, tief am Boden hinstreichend hinter Hecken, Mauern oder Gartenplanken heran und überfällt sein Opfer unversehens. Nun gerade wie ihr's jetzt gesehen habt. Setzt wollen wir aber machen, daß wir in den Wald kommen, der Tag ist kurz und ich habe euch dort noch Manches zu zeigen.

(Fortsetzung in den nächsten Heften.)

Heimkehr aus dem Walde.

Von

Julius Sturm.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.



Es tröpfelt! horch! schon peitscht der Wind
Die Wipfel mit Gebräus.
Nehmt Korb und Krug und lauft geschwind,
Wir haben weit nach Haus.

Mariechen, weine doch nicht so!
Nimm meinen Schirm zum Schutz,
Und hör', wie dort das Vöglein froh
Dem Regen singt zum Trug.

Begierig schlürfen Blüt' und Blatt
Die kühlen Tropfen ein,
Und wenn sich's ausgeregnet hat,
Wird's um so schöner sein.

Elfaß und Lothringen wieder unser!

Von

Friedrich Körner.

Meine jungen Leser erlebten weltgeschichtliche Ereignisse, deretwegen eine später lebende Jugend sie beneiden wird. Sie nahmen Theil an mancher Siegesfeier zu Ehren des tapfern deutschen Heeres und seiner trefflichen Führer, und sahen den herzinnigen Jubel, welcher das ganze deutsche Volk ergriff, als Elfaß und Lothringen dem neuen Kaiserreiche einverleibt wurden. Wohl haben die meisten von Euch gedacht, man jubilire bloß deshalb, weil unser Vaterland um einige hundert Quadratmeilen größer wurde. Dem ist aber nicht so, denn ein bloßes Stück Land wäre der schweren Opfer an Menschenleben nicht werth gewesen. Der Jubel hatte eine höhere Bedeutung, die Ihr erst recht verstehen werdet, wenn Ihr zu Jünglingen und Männern heran gewachsen seid. Durch den letzten Krieg und seine Helden- und Siegeseschlachten erhielt nemlich unser Volk in den Augen der ganzen Welt erst die Stellung, die es längst seiner edlen Eigenschaften wegen verdiente. Man lernte uns achten und auch wohl fürchten, nachdem wir gezeigt hatten, was wir leisten können, wenn alle deutschen Volksstämme brüderlich vereint zu einander stehn in Noth und Gefahr. Wir sahen in den Siegen den Segen der deutschen Einigkeit und freuten uns derselben daher herzlich. Endlich hatten wir darin noch einen Grund zur Freude, daß sich unser Glaube an eine göttliche Weltregierung und an den endlichen Sieg des Rechtes in den letzten deutschen Kriegen herrlich bewährte. Gerade diese Gewißheit, daß unser Glaube kein eitler ist, gab der Siegesfeier die höhere, edle Weihe. Frankreich hat Jahrhunderte lang gegen unser Vaterland straflos gefrevelt, endlich fand es die gerechte Strafe und mußte zurückgeben, was es räuberisch uns entrißen hatte.

Hört also, was sich zutrug! Deutsche wohnten seit uralten Zeiten am linken Rheinufer bis zur Mosel und Maas, den Süden und Westen Frankreichs hatten Gothen und Burgunder im Besitz. Da vereinte Karl der Große, König der Franken, von denen das römische Gallien den Namen Frankreich erhielt, alle Deutschen bis zur Elbe, Naab und Lombardel und gründete das erste große deutsche Kaiserreich. Kaiser Karl redete Deutsch, wie alle Franken, und ließ sogar deutsche Sprachlehren verfassen und Heldenlieder sammeln. Seine Enkel aber, die sich in das große Reich theilen sollten, geriethen darüber

unter sich in Krieg und theilten dann nach den Sprachen die Länder, indem sie drei Königreiche bildeten, ein italienisches, französisches und deutsches (843).

Um Streitigkeiten zwischen Deutschen (Ostfranken) und Franzosen (Neufranken) zu vermeiden, erhob man die Grenzländer zu einem besondern Königreich, welches man nach dem ersten Könige Lothar Lothari regnum, d. h. Lothars Königreich nannte, woraus der Name Lothringen entstanden ist. Es blieben indessen die Streitigkeiten nicht aus, und da die lothringische Familie bald ausstarb, so erhielt der deutsche König durch Vertrag Lothringen und machte es zu einem Reichshertzogthum, welches es trotz aller wechselnden Schicksale bis 1735 blieb. Da erst lieferte es der Herzog, ein habsburgischer Prinz, als er deutscher Kaiser wurde, an Frankreich aus, gegen das italienische Herzogthum Toscana. Ein anderer Habsburger verkaufte schon früher für drei Millionen Livres Elfaß an Frankreich. So verschleuderten jene habsburgischen Kaiser deutsche Reichsländer!

Das städtereiche, schöne Lothringen galt zur Zeit der deutschen Kaiser für das schönste Reichsland, weshalb dessen Herzöge in unserer Geschichte oft genannt werden. Jener Gottfried von Bouillon, welcher den ersten Kreuzzug leitete und Jerusalem eroberte, war ein lothringischer Herzog. Nicht minder angesehen waren die Reichsbisthümer Metz, Tull (Toul) und Verden (Verdun), sowie die mächtigen freien Reichsstädte, unter denen Straßburg obenan stand durch Reichthum, Macht, Handel und streitbare Bürgerschaft, so daß es Kaiser und Fürsten trogen konnte. In Straßburg erfand der Mainzer Guttenberg die Buchdruckerkunst. In Straßburg studirte Goethe, lebte Herder, und viele andre Erinnerungen aus unsrer Geschichte knüpfen sich an Kolmar, Hagenau, Landau, Metz, wo auf einem Reichstag die Goldne Bulle zur Ordnung der Kaiserwahl beschlossen wurde. Viele schöne deutsche Volksfagen stammen aus Elfaß und Lothringen, dort wohnten die trefflichsten Dichter des Mittelalters, dort hatten die Habsburger ihre schönsten Stammgüter, dort steht das Wunderwerk des straßburger Münsters.

Damals gehörte ein großer Theil des heutigen Frankreichs und Belgiens zum deutschen Reiche, als ihm noch Burgund, Flandern, Brabant u. s. w. zugeordnet waren. So weit die deutsche Zunge klang, so

weit erstreckte sich das deutsche Kaiserreich. Die französischen Könige hatten aber großes Verlangen nach den deutschen Nachbarländern, und weil sie zu schwach waren, um offene Gewalt zum Raube zu gebrauchen, so nahmen sie zu List, Lüge und Heuchelei ihre Zuflucht. Sie benutzten die alte schwachvolle Uneinigkeit unter den Deutschen, um einige Fürsten an sich zu locken, unter dem Vorgeben, dieselben „gegen die Tyrannei der Kaiser zu schützen, ohne davon andern Gewinn zu haben als den, sich als Freunde und Schirmer der deutschen Freiheit zu erweisen.“ Als nun die Deutschen in Folge der Reformation, welche der Kaiser gewaltsam unterdrücken wollte, in Bürgerkrieg geriethen, mischten sich die französischen Könige ein unter dem Vorwande, den Evangelischen zu ihrem Rechte zu verhelfen, obschon sie dieselben im eignen Lande mit Feuer und Schwert verfolgten.

Ueber ein halbes Jahrtausend gehörten also Elsaß und Lothringen zu Deutschland, theilten dessen Geschicke, Leiden und Freuden, sandten ihre Vertreter auf die Reichstage und begehrten von ihrem französischen Nachbar kein Dorf, keinen Rain. Da trat (1444) ein französischer Kronprinz mit der Behauptung auf, Frankreichs natürliche und rechtmäßige Grenze sei der Rhein. Man beachtete zwar deutscherseits diese Lüge nicht, aber in Frankreich wiederholte man dieselbe so oft, bis man sie allgemein für eine ausgemachte Wahrheit hielt. Noch heute müssen die französischen Kinder in der Schule lernen, der Rhein sei Frankreichs natürliche Grenze, obschon über die Vogesen hinüber bis Metz und Diedenhofen Deutsche gewohnt haben und noch wohnen.

Als nun Moritz von Sachsen wegen Religionsstreitigkeiten sich gegen Kaiser Karl V. waffnete, bot ihm Heinrich II. von Frankreich seinen Schutz an, „ohne irgendwelche Entschädigung“, wie es hieß, nahm sich aber die Reichsbischümer Metz, Tull und Verdun als „Unterpfand“, um in das Reich einrücken zu können. Die deutschen Fürsten legten zwar Verwahrung ein, Moritz verglich sich mit dem Kaiser, aber Heinrich nahm trotzdem gewaltsam Nanzig und verjagte den Herzog, während die sturmefeste Stadt Metz vom Bischof Roger den Franzosen verrätherisch überliefert wurde. Es hieß nämlich, der König von Frankreich wolle bloß „durch die Stadt hindurchziehen und begehre Quartier für einige Begleitung“. Aber als die Thore geöffnet wurden, führte er das ganze Heer in die Stadt, welche er nun ohne Weiteres für französisches Eigenthum erklärte und die Bürger als Rebellen hart bestrafte, welche dem Reiche treu bleiben wollten. Ebenso gedachte der König mit Straßburg zu verfahren, aber dieses, gewisigt durch den

Verrath zu Metz, wies des Königs Besuch entschlossen zurück. Frankreich behielt doch die drei Bisthümer so lange, bis sie ihm der schwache Kaiser denn auch wirklich abtrat.

Während des dreißigjährigen Krieges trat Frankreich wiederum gegen das Reich auf, besetzte lothringische Städte, und verlangte die Herausgabe von Elsaß und Lothringen, weil sie „von Alters her zu Frankreich gehört hätten“. Und — welche Schmach! Wirklich verkauften die Habsburgischen Erzherzöge Elsaß für drei Millionen Livres an Frankreich mit dem Vorbehalt, daß Straßburg und die zehn freien Reichsstädte beim Reiche bleiben sollten. Wohl erhoben sich viele zornige Stimmen im deutschen Land gegen diesen unerhörten Länderverkauf kaiserlicher Prinzen; aber der lange Krieg hatte unser liebes Vaterland zur Wüste gemacht, Städte und Dörfer lagen in Schutt und Asche, und von den Bewohnern überlebte kaum der dritte Theil den furchtbaren Verheerungskrieg. Wer konnte also wider das schreiende Unrecht aufstehen? Am kräftigsten sprach der hohenzollerische Kurfürst von Brandenburg dagegen, indem er öffentlich bekannt machte: „Wir haben unser Blut und unsre Ehre geopfert, um uns zu Dienstknechten fremder Nationen hinzugeben. Gedenke jeder Deutsche, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun hat; vergesse er nie, daß er ein Deutscher ist!“

Solche Worte verhallten damals unbeachtet, und da die französischen Könige ungestraft ihren Raub ausgeführt hatten, so wurden sie lecker und gründeten sogar mit deutschen Fürsten gegen das Reich einen rheinischen Bund, welcher aber nach neun Jahren durch den genannten großen Kurfürsten gesprengt wurde. Jetzt verlangte der französische König, die deutschen Reichsstädte im Elsaß sollten ihn als „gnädigen Herrn und Beschützer“ anerkennen und ihm den Eid der Treue leisten, weil „der größte Theil des deutschen Reiches das alte Eigenthum der französischen Herrscher sei.“ Was sollten die hilflosen Städte thun, welche vom Kaiser im Stiche gelassen wurden? Denn der französische König scheute sich nicht, die Türken gegen den Kaiser aufzubeten, so daß jene mit 200,000 Mann vor Wien zogen und es hart belagerten. Die verlassen Reichsstädte ergaben sich also schweren Herzens in ihr Schicksal; nur Straßburg sträubte sich und ward nun mitten im Frieden überfallen und besetzt, wobei der Bischof Egon und andre von Frankreich erkaufte Herren behülflich waren. Ludwig XIV. zog triumphirend in das verrathene Straßburg ein. Solches geschah 1683. Durch Beamte ließ Ludwig nun erklären,

alles Land bis zum Rhein gehöre ihm, und sein General mußte die ganze blühende Pfalz verheeren, Städte und Dörfer niederbrennen, das Schloß zu Heidelberg verwüsten und die Gebeine der Pfalzgrafen aus der Gruft reissen und zerstreuen, weil die wackern Pfälzer nicht Franzosen werden wollten.

Eine lange Leidensgeschichte habe ich in der Kürze erzählt, und das Herz meiner jungen Leser mag wohl dabei vor Zorn gezittert haben, daß sich Deutsche so etwas gefallen und die Bosheit triumphiren ließen. Leider waren unsre Vorfahren an diesem Unglück zum Theil selbst Schuld; denn sie kämpften oft genug einer gegen den andern und riefen lieber einen Fremdling in's Land, anstatt sich unter sich zu einigen. Indes auch Frankreichs Strafe blieb nicht aus. Denn als Ludwig mit Oesterreich Krieg anfang, weil er ihm dessen rechtmäßiges Erbe Spanien wegnehmen wollte, besiegte derselbe tapfere Eugen, von dem in diesen Blättern schon die Rede war, zehn Jahre hindurch den gewissenlosen Franzosenkönig und demüthigte ihn so sehr, daß er wiederholt unter harten Bedingungen um Frieden bitten mußte. Trogbem wagte Ludwigs Nachfolger sich wieder in deutsche Angelegenheiten zu mischen, indem er sich mit fast ganz Europa gegen den König von Preußen, Friedrich den Großen, verband. Aber dieser stäubte die französischen Heere tüchtig aus und jagte sie mit Schimpf und Schande über den Rhein zum Hohngeächter der ganzen Welt.

Bald darauf brach die große Revolution aus. Das war ein furchtbares Gericht Gottes. Die Franzosen verwüsteten die Gräber ihrer Könige, wie vor hundert Jahren die der Pfalzgrafen, und richteten ihren König wie einen Verbrecher hin. Dann fing Frankreich mit allen Nachbarvölkern Krieg an, und unter dem Vorwande, sie zu befreien, eroberte es fremde Länder, plünderte sie aus und nahm uns auch die schönen Rheinlande weg. Zwar widerstand ihm anfangs siegreich ein deutsches Reichsheer; aber dessen Fürsten wurden unter sich uneinig, einer nach dem andern zog heim, und so behielten die Franzosen ihren Raub. Als nun der erste Napoleon ihr Kaiser wurde, setzte er diese Raubkriege fort, vermehrte die Uneinigkeit unter den Deutschen, stiftete den Rheinbund gegen den deutschen Kaiser, besiegte erst Oesterreich, dann Preußen und ward Herr von fast ganz Deutschland. Aber je härter er die Besiegten behandelte, je maßloser seine Eroberungssucht wurde, um so mehr erkannten die Deutschen, wie sehr die Uneinigkeit ihr Verderben sei. Zuerst ergriff Preußen die Waffen, dann schlossen sich nach und nach die übrigen Deut-

schen an, jagten den Völkertyrannen aus Deutschland, besiegten ihn wiederholt in Frankreich, trieben ihn aus diesem Lande und zogen siegreich in Paris ein. Der tyrannische Eroberer kam zwar nach einem halben Jahre wieder, erlag aber schwachvoll bei Waterloo, und Blücher zog zum zweiten Male als Sieger in Paris ein, während Napoleon auf eine einsame Felseninsel im weiten atlantischen Meere verbannt wurde.

Jetzt verlangten die Deutschen Herstellung des deutschen Kaiserthums und Zurückgabe von Elsaß und Lothringen; aber England hintertrieb dies, die österreichischen Kaiser gönnten dem preussischen Könige Elsaß und Lothringen nicht, und so blieb der Raub in Frankreichs Händen. Kaum hatten die Franzosen sich von den Leiden der vielen Niederlagen erholt, so fingen sie aufs Neue an, lauter und immer lauter den Rhein als natürliche Grenze zu begehren, also die Pfalz und alle deutschen Länder am linken Rheinufer.

Immer wieder und immer entschiedener wiederholten sie ihre ungerechte Forderung, bis Napoleon III., der durch Lüge und Gewalt seinen Thron errichtet hatte, sich von ruhmbegehrenden Soldaten genöthigt sah, dem Rufe nachzugeben, und unter dem allernüchternsten Vorwande den Krieg erklärte. Er gedachte auf's Neue Uneinigkeit unter den Deutschen zu stiften und Preußen unvorbereitet zu überfallen. Aber die Deutschen hielten treu zusammen, Fürsten und Völker wetteiferten an Vaterlandsliebe. Linie und Landwehr eilten an die Grenze, gewannen eine Siegeschlacht nach der andern, nahmen ganze Heere gefangen und führten unter den Gefangenen auch Napoleon nach Deutschland. Metz, Straßburg und Paris wurden erobert und das übermüthige Frankreich zum Frieden gezwungen. In Versailles, wo einst die französischen Könige residirt und Pläne zu Deutschlands Schwächung erdacht hatten, erschienen freiwillig die deutschen Fürsten und riefen den greisen Preußenkönig zum Kaiser von Deutschland aus. Was Napoleon also hindern wollte, das grade hat er befördert. Jener Mann aber, Thiers, der am lautesten nach der Rheingrenze gerufen hatte, mußte im Frieden Elsaß und Lothringen an das deutsche Reich wieder abtreten und die Mosel zur Grenze machen. Gott hat sichtbarlich Gericht gehalten, und auch in diesem Sinne konnte unser Kaiser nach jeder Schlacht melden, er habe „mit Gottes Hülfe“ gesiegt. Halten auch wir fest an diesem Glauben, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, wie unser großer Dichter sagt, dann wird das deutsche Reich ein Segen für die Menschheit sein.

Min Gorg.

An Georg v. A., noch sehr jung lebensgefährlich verwundet in der Schlacht von Mars la tour am 16. September 1870, endlich doch durch ärztliche Kunst wieder hergestellt.

Von

Klaus Groth.



1. Heff en Jung — is
nich min Saehn,
Doch is mi fast so leef;
It wuß ni, kunn he min
noch wen,
Wat if nich darum gev.

2. En Bengel, segg if
— schot di op,
As wul de Pappeln do't,
Lankbeentig, mit en
fram Gesicht,
Un recht as Melk un
Blot.

3. It nöm em, wenn he mich besöch,
Min Gorg, min lange Strick!
Weer still, as wi't int Holsteen maegt,
Weer, meen if, recht as if.

4. Nu lett, as uns de Kerl bedraut,
De Schubberjack Franzos,
De lange Bengel sik ni holn,
Mutt mit, un op em los.

5. Un haut den Kerl, as sik dat hört,
Baeran un jümmer mit,
Un frigg di dar, min arm ol Jung,
En Kugel in de Sit.

6. Nu mutt he ligg'n! Un as if hör,
Gedüllig liggt he still,
Un if kann nix as seggn: Min Gorg,
Is eenmal so Gotts Will!

7. Ligg du man! Süh, de Summer kunn,
Un't dütsche Kiel darto,
Un wenn eerst Dütschland beter is,
So küßt du't eben so.

8. Denn geist du ol lank brave Strick
— Denn du hörst mit darbi —
Mank de, de seggt: Dat hebbt wi matt!
Un denn besöchst du mi.

9. Denn wiß if di in Holsteen rum
Un segg: Is nich min Saehn,
Doch fast so leef, un wenn he't weer:
He kunn ni beter wen.

Kiel, Anfang Februar 1871.

1. It heff ich habe, Saehn Sohn, leef lieb, wen
sein, gev gäbe. 2. schot di op schoß empör, as wie, do't
thut, fram fromm, sanft. 3. if nöm em ich nenne ihn,
besöch besuchte, wi't wir es, maegt mögen, weer war. 4. nu
lett nun läßt, bedraut bedroht, holn halten, op em los auf
ihn los. 5. vaeran voran, jümmer immer, un frigg di dar
und kriegt dir da, Sit Seite. 7. man nur, süß sieh', darto
dazu, beter besser, du't du es. 8. geist gehst, hörst gehörst,
darbi dazu, dabei, mank de unter die, seggt sagen, hebbt
haben. 9. wiß if weise ich, he't weer er es war, wen sein.

Frau Holle.

Deutsche Sage von Julius Sturm. Bild von Paul Thumann.



Vor'm Fenster Flodenge-
wimmel,
Im Ofen knisternder
Brand!
Nun reitet auf schraubenden
Schimmel
Frau Holle wieder durch's
Land.

Sie reitet in wallendem Kleide,
Ihr Auge blitzt hell und klar,
Es funkelt ihr reiches Geschmeide,
Es flattert im Wind ihr Haar.

Daß keiner sein Glück ver-
säume,
Ihr Schläfer im Garten
erwacht!
Frau Holle segnet die
Bäume
Zu neuer Blütenpracht.

Sie naht und ist verschwunden,
Ist gleich dem Glück auf der Flucht;
Und wen sie schlafend gefunden,
Der trägt nicht Blüthe noch Frucht.

Liebe Hausfreunde.

Von

Carl Reinhold.

Mit Illustrationen von Guido Hammer und E. Haffe.

„Vater! Vater! bitte, bitte, komm geschwind heraus in den Garten,“ rief mein munteres Kindervölkchen, und als ich von meinem Arbeitstisch aufstand und das Fenster öffnend fragte: „Was giebt es denn schon wieder, daß ihr mich in meiner Arbeit stört?“ riefen helle Stimmen laut jubelnd: „Sie sind da! sie sind da! sie haben ihr Nest wieder gefunden. Komm nur geschwind heraus und sieh,

kommt er denn?“ fragte die Kleine. „Aus einem Lande, aus dem gar manche kühne Reisende nicht wiedergekehrt sind, aus dem fernen heißen Afrika“, belehrte ich die kleine Fragerin; diese aber hatte schon eine weitere Frage auf den Lippen und sagte: „Aus Afrika? in der Wüste giebt es doch keine Frösche?“ Ein lautes Gelächter der beiden Knaben beschämte die Kleine. „Das Narrchen denkt ganz

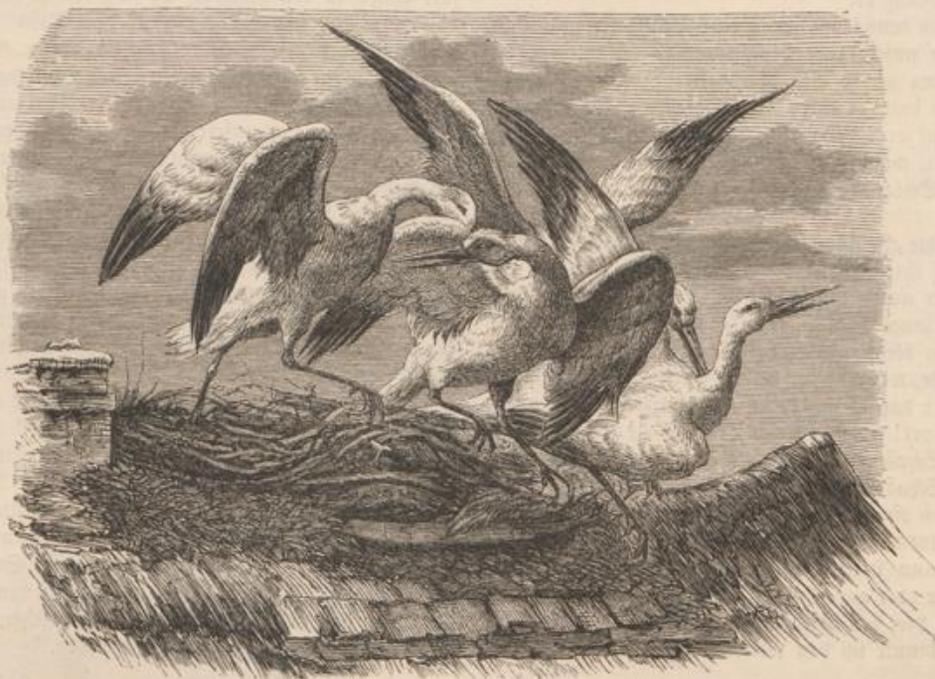


wie sie ihre Wohnung mustern!“ Da galt denn freilich kein Säumen, die lieben Hausfreunde mußte ich begrüßen. Wichtig! da stand es auf dem Dach bei seinem mächtig großen Neste, das stattliche Paar, und schien mit der Bauschau zufrieden zu sein, denn Freund Storch machte uns die Freude mit seinem langen rothen Schnabel einen weithin schallenden Gruß zu klappern. „Der freut sich, daß er wieder zu Haus ist!“ rief mein kleines Töchterlein und klatschte vor Freude in die Hände. „Ja wohl!“ entgegnete ich; „er hat auch Ursache sich darüber zu freuen, daß er den weiten, weiten Weg glücklich zurückgelegt hat und wohlbehalten bei seinem Dabeim angelangt ist. „Woher

Afrika sei eine Wüste; als ob es in Afrika nicht auch Flüsse und Sümpfe gäbe. Auch leben ja die Störche nicht von Fröschen allein!“ rief der Größere. „So sage uns nun auch, worin außer Fröschen ihre Nahrung besteht?“ fragte ich. Der Gefragte war als eifriger Leser seiner Naturgeschichte um die Antwort nicht verlegen, und zählte behend als Storchfutter auf: Molche, Rattern, Fische, Mäuse, Maulwürfe, Schnecken und sogar junge Hasen. „Wichtig geantwortet,“ entgegnete ich; „aber die Kerbtiere hast du noch vergessen, die der Storch mit seinem Schnabel packt, in die Höhe wirft und in den Rachen fallen läßt. Unser Freund ist kein Kostverächter und

dabei ein Nimmerfatt, denn er verschlingt an zwanzig Frösche nach einander ohne Magendrücken zu bekommen. Nur von Krötenbraten, sagt man, mag er nichts wissen. Eine durstige Leber, wie man zu sagen pflegt, hat er auch, nimmt aber mit frischem Wasser für lieb. — Aber da du den Storch genau zu kennen scheinst, kannst du mir vielleicht auch sagen, wie er den weiten Weg aus fernen Landen bis zu seinem lieben Neste findet? In der Luft giebt es keine Wegweiser und mit Fragen kann sich ein Storch auch nicht durch die weite Welt helfen.“ — „Der Instinkt leitet ihn,“ rief der kleine Naturforscher, und meinte wunder wie klug geantwortet zu haben. Ich entgegnete lächelnd: „Gestehen wir doch lieber unsere Unwissenheit ein. Was die Vögel auf ihren weiten Wanderungen so sicher leitet, ist uns allen ein Geheimniß. — Aber nicht nur seine Wegkenntniß, sondern auch seine

Meine Besorgniß wuchs mehr und mehr. Endlich eine letzte Anstrengung — und der Frosch war in den Magen hinabgeglitten. — Da war meine Freude groß; ich hütete mich aber, den Versuch mit den jungen Störchen zu wiederholen. — Diese kleine Erzählung hatte bei meinem Völkchen den Wunsch rege gemacht, eines unserer Störchlein zu fangen und zu zähmen; aber der Wunsch mußte Wunsch bleiben, denn unsre Störche waren längst zu flugfertig. Offen gestanden lag mir auch wenig daran, einen Storch auf dem Hofe zu füttern, denn es ist schwer dem Nimmerfatt immer hinreichende Nahrung zu beschaffen. „Doch jetzt,“ rief ich, „in's Haus an eure Arbeit! auch ich will wieder an die meinige gehen.“ — Nun vergingen einige Tage, während deren wir noch oft im Garten standen und dem Treiben unsrer beiden Störche zuschauten. Sie besserten sorgsam ihr Nest aus und bauten es höher



Flugkraft haben wir zu bewundern, denn er legt die weite Reise in wenig Tagen zurück. Doch seht nur! Unsere Freunde gönnen sich keine lange Ruhe; da fliegen sie fort! Wie leicht der Flug dieser großen Vögel ist! Sie fliegen in's Nid; sie mögen hungrig sein und gar mancher ahnungslose Grünrock wird heut von ihnen aufgespießt und verschlungen werden!“ — Wir setzten uns auf die Bank am Hause und ich erzählte den Kindern von zwei zahmen Störchen, die mir vor Jahren viele Freude, aber auch einmal viel Sorge gemacht hatten. Sie waren jung eingefangen worden und lernten mich bald kennen, weil ich ihnen oft erwünschte Lederbissen zuwarf. So wie sie mich sahen, bezeugten sie mir ihre Freude. Einmal hatte ich auf der Froschjagd einen ungewöhnlich großen Frosch gefangen. Ich warf ihn einem unsrer Störche zu, und so groß der Frosch war, er wurde verschlungen; aber ach! er saß im Halse des armen Storches fest; nun würgte und schlang der Storch, aber lange vergeblich. Schon war mir bang um meinen Liebling, denn er ließ den Kopf hängen und Schleim traupte aus seinem großen Schnabel.

auf. Zu diesem Zwecke trugen beide Baumaterial zu und waren dabei nicht wählerisch, dürres Reisig, Dornen, Mohrrhalme und dergleichen wurden fleißig verbaut, und zwar vom Weibchen, das sich das Nest nach seinem Behagen zurecht machen wollte, um es mit Eiern zu belegen und diese zu bebrüten. Nach einiger Zeit sahen wir denn auch die Frau Störchin auf ihrem Neste sitzen, während der Herr Gemahl ihr eifrig Futter zutrug oder am Neste auf Wache stand. Eines Tages riefen mich die Kinder wieder in den Garten. „Vater! Vater! es sind fremde Störche da! Komm geschwind, die Störche kämpfen mit einander.“ Ich eilte hinaus und hatte die Freude einem gewaltigen Kampfe zwischen unsern Störchen und zwei fremden zuzusehen. Der Kampf wurde mit größter Erbitterung geführt. Wir standen alle voller Erwartung. Endlich jubelte mein Völkchen! „Hurrah! Victoria! unsere Störche haben gesiegt. Dort ziehen die Geschlagenen ab!“ So war es denn auch, unsre Hausfreunde hatten den Sieg davon getragen und vom Dache herab klang lautes, triumphirendes Klappern.

Von da an blieb das Pärchen ungestört, und wir sahen täglich unsern Storch im Nied mit den langen rothen Beinen gravitatisch einherstolziren und dann und wann den langen spitzigen Schnabel wie einen Pfeil nach einer Beute schnellen, und der Pfeil traf immer sein Ziel. Eines Abends kam auch unser kleiner Naturforscher von einer Wanderung mit glühendem Gesicht nach Haus, er hatte den Storch zum ersten Mal im Kampfe mit einer Kreuzotter gesehen. „Ich suchte nach Blumen für mein Herbarium,“ berichtete er mir und den Geschwistern; „da sah ich am Wege unsern Storch stehen und bemerkte, wie er nach etwas hauchte. Es war eine Kreuzotter auf die unser Hans Jagd machte. Er hatte ihr schon einen Schnabelhieb auf den Kopf versetzt, und ehe sich die Otter von dem Hieb erholen konnte, traf sie blitzschnell ein zweites, und wie sie auch zappeln mochte, Hans hielt das giftige Thier fest und verschlang es.“

„War es denn auch gewiß eine Kreuzotter und nicht vielleicht eine unschädliche Ringelnatter?“ fragte ich. — „Es war ganz gewiß eine Kreuzotter,“ antwortete der Gefragte, „sie hatte ja einen flachen Kopf und die bekannte Zeichnung auf dem Rücken.“ „Du kannst recht gesehen haben,“ lautete meine Entgegnung, „denn der Storch scheut auch giftige Schlangen nicht; sein Magen verdaut auch diese.“ —

Es mochte ein Monat vergangen sein, seitdem Frau Störchin auf ihrem Neste festgesessen hatte, als mir die Kinder wieder unter lautem Jubel verkündigten, in dem Neste gäb es junge Störche, denn Frau Störchin sähe nicht mehr auf dem Neste; an dem Neste halte immer einer der Störche Wache, während der andere Futter für die Jungen hole. — Bald darauf wurde ich auf's neue in den Garten gerufen. „Dort! siehst Du? man kann die Köpfschen mit den langen Schnäbeln sehen! Da kommt der Herr Papa! Wie sie die Schnäbel aufsperrn!“ — So rief das spähende Völkchen durch einander und hatte seine Freude an dem eifrig betriebenen Füttergeschäft unser langbeinigen Hausfreunde. Dann stritten die Kinder unter einander, ob drei oder vier oder gar fünf junge Störche im Neste säßen, bis die Zahl drei den Sieg davontrug. —

Leider konnte ich den weitem Erfolg der Fütterung

nicht mit abwarten; eine Geschäftsreise führte mich auf Wochen aus dem Hause. Als ich zurückkehrte und die erste Begrüßung vorüber war, rief auch schon mein Töchterchen, indem es mich bei der Hand nahm: „Papa, komm nur gleich mit in den Garten, unsere jungen Störchlein haben schon im Neste geklappert, ich habe es zuerst gehört, und gestern sind sie zum ersten Male mit den Alten ausgeflogen.“ — „Vater,“ rief unser Naturforscher dazwischen, „Du hättest nur sehen sollen, wie lächerlich es aussah, als die jungen Störche ihre Flugübungen anstellten, sich auf ihre langen Beine stellten, mit den Flügeln schlugen, sich über das Nest erhoben und dann ungeschickt wieder in's Nest fielen.“ — „Ja, Papa,“ rief der Kleinste, „das sah lustig aus! Sieh! so machten sie es.“ Und der kleine Kerl stellte sich auf die Fußzehen und schwang seine Armechen wie Flügel. — Nun aber gab's kein längeres Säumen; fort ging's in den Garten. Es fing bereits ein wenig an dämmern an, und siehe da! auf dem Rand des großen Nestes stand die ganze Storchfamilie, Vater, Mutter und drei Kinder, und jedes Familienglied stand da auf einem Bein so starr und steif, als wäre es aus Marmor gemeißelt. Oft noch sahen wir unsere Störche gegen Abend friedlich bei einander stehen, und dann und wann erfreute uns auch ein mehrfaches lustiges Geklapper. Als aber der August sich näherte, suchten sie sich Reisegefährten, und wir sahen öfters einen nicht unbedeutenden Schwarm von Störchen, bis wir eines Tags vergeblich auf die Rückkehr unsrer Hausgenossen warteten. Sie hatten ihre große Reise über das Meer angetreten, wohl auch zuvor dem Storchengericht beigewohnt; denn man erzählt, daß die Störche, bevor sie die Reise antreten, Musterung halten und die Schwachen und Kränklichen aussondern oder auch tödten. „Aber unsre Störche kommen doch wieder?“ fragte mein Töchterlein. „Wir wollen es hoffen,“ antwortete ich, mein Lockenköpfchen streichelnd; „erst aber muß der Winter vorüber sein, denn die Störche können keine Kälte vertragen. Wenn die Märzveilchen wieder blühen, dann wollen wir fleißig nach dem Neste sehen; bleiben unsre Störche leben, dann suchen sie gewiß ihr Nest wieder auf, denn sie wissen gar wohl, daß sie bei uns sicher und angesehen sind, ehren wir sie doch als „Liebe Hausfreunde.“

Sprüche

von Carl Gnslin.

Begangnen Irrthums brauchst du dich nicht zu schämen,
Bist du bereit, stets Wahrheit anzunehmen.

Dich selbst betrügst du wohl am meisten,
Willst keinen Dienst der Welt du leisten.

Das Gute nimm in deinen Schutz;
Doch biete kühn dem Bösen Trutz.

Die That nicht, — die Gesinnung ist
Das Maß, nach dem die Gottheit mißt.

Und mußt du auch Verfolgung leiden,
Laß nie dich von der Wahrheit scheiden.

Wer vor den Menschen ist ein Schmeichler,
Ist der nicht auch vor Gott ein Heuchler?

Von der Großmama, die sich fast todt erzählt hat.

Für die Kleinen.

Von

Ottilie Wildermuth.

Es war mitten im Sommer, als eine Großmama fortreiste um ihre kleinen Enkel zu besuchen. Sie wohnten weit weg und die Großmama mußte fast drei Tage lang fahren, fort und fort, bis sie zu ihren Enkelkindern kam.

Die freuten sich sehr auf die Großmama, und wer von euch selbst eine hat, der wird das gerne glauben, wenn gleich die Großmütter auch manchmal schelten, wenn die Kleinen nicht artig sind, und sie nicht gerade immer mit Bonbons und Zuckerbrot füttern.

Die Großmama, die freute sich aber auch von Herzen, bis sie zu ihren Enkelkindern kam; sie hatte allerlei für sie eingepackt und schaute immer heraus aus dem Eisenbahnwagen, ob die Stadt Heidebrugg, darin sie wohnten, nicht endlich näher komme. An den Kindern, die hie und da auf der Eisenbahn mitfahren, hatte sie eine besondere Freude, weil sie dabei an die kleinen Enkel denken mußte; sie theilte ihnen auch manchmal ein wenig mit von den guten Sachen, die sie diesen mitbringen wollte; es war immer noch genug für sie da.



Endlich war die Reise zu Ende, und als Großmama recht müde vom Fahren herabstieg, siehe da standen die Enkelkinder in einer Reihe, in ihren schönen Sonntagskleidchen, obgleich es nur Werktag war: Otto mit seinem neuen Soldatenhelm, Klärchen mit einem netten Körbchen am Arm; sie hätte gern die Puppe mitgenommen, aber die hatte leider keinen Kopf mehr, dafür aber hatte ihr Mama einen schönen Blumenstrauß mitgegeben; der kleine Richard mit

Deutsche Jugend. I.

einer Trompete, die freilich keinen Ton mehr gab; er blies aber doch hinein, und alle riefen zusammen: „Grüß Gott, Großmama!“ und alle boten ihr die kleine Hand, und Großmama wußte nicht, wo sie anfangen sollte zu grüßen und zu küssen. Das Jüngste, das ganz kleine Zulchen, das könnte freilich noch nicht selbst entgegenkommen und auch noch nicht grüßen, das saß auf dem Arme des Kindermäddchens, aber es lächelte ganz lieb, und obwohl es sonst scheu war vor Fremden, von der Großmama ließ es sich doch willig auf den Arm nehmen und krabbelte mit seinen kleinen Händchen in ihrem Gesicht. Großmama hatte das Kleinste noch gar nicht gesehen, und sie hatte eine unbeschreibliche Freude an ihm.

Nun zogen sie in Jubel nach Hause; da hing ein grüner Kranz über der Thüre vom Zimmer der Großmama und stand ein lieblicher Blumenstrauß auf ihrem Tisch, Mama brachte Schokolade und das kleine Volk durfte auch mit trinken; sie saßen höchst vergnügt am Tische, schauten auch hie und da nach der Tasche der Großmama, ob wohl etwas für sie darin sein möchte.

In der Tasche war nun gerade nicht viel, nur ein paar Bonbons und kleine Kuchen; aus dem Koffer aber, den Großmama nachher öffnete, da kamen allerlei nette Sachen heraus: ein hübsches Sammtjäckchen für Klärchen, dazu eine schöne Papppuppe mit allerlei Kleidern und Hütchen, die man ihr nur an- und austreifen durfte; hübsche Hütchen und Mützen für die Knaben, dazu Trompeten, die richtig bliesen; für ganz klein Herzchen ein schön weiß Schürzlein mit Spitzen und eine gestrickte Puppe, die nicht zerbrechen konnte, wenn sie zu Boden fiel; sie hatte freilich kein schönes Gesicht, das sah dumm klein Zulchen aber noch gar nicht, es warf sie herzhast zu Boden und wollte immer noch lieber mit Sachen spielen, die sie nicht haben sollte.

Noch allerlei enthielt der Koffer der Großmama, was erst so nach und nach zu Tage kam: hübsche Täschchen und kleine Bilderbücher, Bonbons und Kuchen; die erhielten aber die Kleinen nur nach und nach, wenn sie Großmama guten Morgen sagten und sie zum Frühstück holtten, oder wenn man zusammen einen Spaziergang machte. Großmama, die freute sich recht von Herzen wieder bei ihren Kindern

und Enkeln zu sein; sie war krank gewesen, hatte auch ein unruhiges Leben daheim; nun wollte sie recht behaglich ausruhen unter ihren Lieben.

Der erste Morgen, den die Großmutter bei den Kindern und Enkeln zubrachte, war ein recht schöner und sonniger. „Nun Großmama, mußt du auch unsern Garten sehen“, sagte Klärchen, „gieb Acht, der ist schön! so schön hast du gewiß noch keinen gesehen.“ — „Ja, da freue ich mich recht darauf, ich mag so gern im Garten sitzen“, sagte die Großmama. So ging's denn in den Garten, der dicht vor der Hausthür lag, Otto ging voraus um den Weg zu zeigen, Klärchen führte die Großmama und Richard zog hinterdrein mit seiner neuen Trompete, auf der er lustig blies, einen Marsch nach eigener Erfindung. Mama, die mußte noch im Hause bleiben, nach der Küche sehen und klein Schwesterlein ankleiden.

Ja, das war ein ganz netter Garten, wenn auch vielleicht nicht so prächtig, wie die Kinder sich einbildeten. Vor der Thüre, nach der Straße zu, waren Blumenbeete und blühten noch späte Rosen, schöne Astern, Levkoien und Stiefmütterchen von allen Farben. Weiter unten war eine Steinbank, ganz im Schatten, wo man im Kühlen ausruhen konnte, wenn es draußen zu heiß war. In der Mitte des Gartens stand auf einem grünen Rasenplatz ein großer, alter Birnbaum, darauf waren viele Birnen; „die sind bald reif“, verkündete Otto; „gieb Acht, Großmama, wie die gut sind! Papa schüttelt uns dann alle Tage nach Tisch.“

Es war im Garten auch eine Bank und ein Tisch, nicht so schattig wie die Steinbank, aber doch von Gebüsch umgeben; das war ein netter, freundlicher Sitz, von dem aus man den Garten übersehen konnte: zunächst einen schönen Rasenplatz mit Blumenbeeten, auf dem spielten zwei weiße Kaninchen, mit denen die Kinder große Freude hatten; nur mußte man den kleinen, wilden Richard hüten, daß er die armen Thierchen nicht immer an den Ohren zog.

Als die Großmutter alle Herrlichkeiten des Gartens gesehen hatte, setzte sie sich auf die Bank und die Kleinen um sie her. „Großmama, nun erzähl' uns was“, bat Otto; „Mama hat gesagt, du könntest so schön erzählen.“ „O ja, Großmama, eine recht schöne Geschichte!“ rief Klärchen. „Vom Wolf und den Gaislein“, verlangte Richard. „Nein, das wissen wir schon lange“, schrie wieder Otto und Klärchen, „eine ganz neue Geschichte, Großmama.“ Die Großmama, die hatte freilich in ihrem Leben schon gar viele Geschichten erzählt. Als sie noch ein kleines Mädchen war, erzählte sie daheim ihren

kleineren Brüdern, was ihr vorher die Mutter erzählt hatte. Sie hatte bald lesen lernen, und mochte gar gerne selbst Geschichten lesen. Wenn dann in der Schule die Zwischenpause kam und schlechtes Wetter war, daß man sich nicht im Freien tummeln konnte, da sammelte sich auf dem Vorplage oder in der Schulstube eine ganze Schaar Mädchen um sie: „erzähl' Emma, erzähl'!“ Und sie erzählte ihnen gar wunderbare Geschichten: vom Rothkäppchen und Schneewittchen, vom Heinrich von Eichenfels und der Rosa von Tannenburg; wenn ihr keine gelesene Geschichte mehr einfiel, so erzählte sie wohl auch eine, die sie selbst erdacht, und die Mädchen haben's nicht immer gemerkt.

Auch als sie größer war, mußte sie überall Geschichten erzählen, wo sie zu Kindern kam; man holte sie zu kranken Kindern, die nicht ruhig bleiben wollten in ihrem Bette, daß sie ihnen mit Märchen und Geschichten die Zeit verkürzen solle, und kamen gar manchmal kleine Vettern und Bäschen zu ihr, die, wenn sie die Bilderbücher ausgelesen hatten, allemal noch baten: „Emma erzähl'!“

Später, als sie eine Frau war, da hatte sie ihren eigenen Kindern zu erzählen, all die Geschichten, an denen sie sich als Kind mit ihren Brüdern ergötzt hatte. Ihre kleinen Mädchen konnten aber bald selbst einander erzählen und dem wilden kleinen Bruder dazu. Als Großmama schon eine ältere Frau war, da versuchte sie sogar ihre Geschichten in Büchern aufzuschreiben, und so hat sie gar vielen Kindern erzählt, im ganzen deutschen Land.

Da war es denn natürlich, daß sie jetzt auch ihren eignen kleinen Enkeln gerne erzählen wollte. Sie mußte sich oft recht besinnen, bis ihr nur die Geschichten wieder einfielen; Großmama war krank gewesen, da war ihr Kopf oft schwach und müde und sie hatte die Geschichten aus ihren jungen Jahren fast alle vergessen. Aber sie besann sich darauf und las sie durch, und bald wußte sie wieder allerlei für die Kleinen.

So zogen sie denn an jedem schönen Morgen hinaus in den Garten, wo Mama meist noch im Hause beschäftigt war. Großmama hatte gewöhnlich auch das kleine Schwesterlein auf dem Schooß, das freilich noch nichts von Geschichten verstehen konnte. Auch Richard hatte bald genug am Erzählen, er wollte nur die Geschichte wissen vom Wolf und den Gaislein, oder vom Zuckerhänschen; die Großen aber baten unaufhörlich: „Großmama, eine Geschichte, eine ganz neue Geschichte!“ Und Großmama erzählte und erzählte. Sie erzählte ihnen die schönen Geschichten aus der Bibel, von Moses, wie ihn die

Königstochter im Nilstrom findet, von Joseph, wie er von den Brüdern verkauft wird und wie sie ihn nachher wiederfinden in Glanz und Herrlichkeit, und von David allerlei wahre Geschichten und Märchen dazu.

Klein Schwesterle wollte nicht immer ruhig auf der Großmama Schooß sitzen bleiben, so lang sie erzählte; es strabelte mit seinen kleinen Füßen und strebte hinaus mit seinen Aermchen, und Großmama



mußte aufstehen und die Kleine ein wenig gehen lassen; das konnte sie noch nicht allein, man mußte sie halten an beiden Aermchen. Dann liefen ihr aber immer wieder Otto und Klärchen nach und riefen: „Die Geschichte ist noch nicht aus, Großmama, erzähl weiter, wie ist's denn gegangen?“ Das machte denn die Großmama zuletzt recht müde und sie sagte oft: „nun weiß ich nichts mehr, Kinder; bitte, laßt mich in Ruhe!“ Aber sie sagten immer wieder: „o, nur noch Eine Geschichte, Großmama, nur noch eine einzige!“ und die Großmama wollte es ihnen nicht abschlagen und fing immer auf's Neue an, wenn sie noch so müde war.

Nun saßen sie einmal mit einander in der Kinderstube; es regnete draußen und ging ein gewaltiger Wind, so daß die Kinder nicht im Garten spielen konnten. „Erzähl Großmama, erzähl!“ hieß es da wieder. „Heute kann ich nicht, kann ich nicht lange, mein Kopf thut mir so weh,“ sagte Großmama. „O, nur eine einzige Geschichte!“ bat Otto. „Nun meinetwegen!“ und Großmama erzählte ihnen die schöne Geschichte vom Pfannkuchenberg in den der Avenstaken hineingesprungen und nachher König geworden ist. „So, nun spielt etwas mit einander und laßt mich in Ruhe,“ sagte Großmama. „Aber mir noch die Geschichte vom Schneewittchen!“ bettelte

Klärchen, nachher aber wollte Richard auch noch einmal vom Zuckerhäuschen wissen, und Großmama erzählte und erzählte wieder; obgleich sie ganz müde und schwindlich war.

Die Mutter der Kinder war nicht in der Stube, sie besorgte draußen die Wäsche. Auf einmal hört sie die Kinder laut aufschreien, und wie sie hereineilt in die Kinderstube, da lag die Großmama da wie todt, ganz leblos und bleich; die Kinder glaubten, sie sei schon gestorben und schrieten entsetzlich zusammen. „Nein, todt ist sie nicht,“ sagte der Vater, der nun auch hergeeilt war. „Lauf nur schnell zum Doctor, Otto, es wird eine Ohnmacht sein.“

Der Doctor kam und hielt der bleichen Großmama ein Fläschchen vor die Nase mit starker Flüssigkeit, da athmete sie wieder auf. „Es ist nur tiefe Erschöpfung bei der alten Frau,“ sagte der Arzt, „sie muß sich sehr ermüdet haben.“ Da waren die Kinder ganz stille dazu, und sahen sich traurig an; sie wußten wohl, wie sie Großmama gequält hatten mit dem vielen Erzählen.

Großmama wurde zu Bette gebracht, sie schlief die ganze Nacht. Am andern Morgen, als Klärchen leise, ganz leise hinausschlich, die Thür öffnete und ihr Köpfchen hereinsteckte: „Lebst du noch, Großmama?“ da sagte Großmama lächelnd; „freilich lebe ich noch; bald kann ich wieder aufstehen und mit euch im Garten sitzen.“ — „Aber du sollst uns gar keine einzige Geschichte mehr erzählen,“ versicherte ernsthaft die Kleine. „Nun, das wollen wir schon sehen,“ meinte die Großmutter.

Es kamen auch Otto und Richard und sagten schönen guten Morgen, und weil Mama ihnen gesagt hatte, sie sollten fein still sein, so setzten sie sich ganz ruhig und sitzsam auf kleinen Stühlen und Schemeln um das Bett der Großmutter.

„Großmama, nun will ich dir erzählen,“ begann endlich Klärchen, und sie erzählte recht nett eine kleine Geschichte, die man ihr früher erzählt hatte; Otto, der sagte ihr ganz hübsch die schöne Erzählung in Versen vom „fremden Kind, am Abend vor Weihnachten“; Großmama hatte sie ihm gar oft vorsagen müssen, und nun hatte er sie ganz auswendig behalten und Großmama freute sich recht daran. Der kleine, wilde Richard, der wußte noch keine Geschichte und hatte nur ein einzig Reimlein behalten, das sang er der Großmama vor mit heller Stimme:

„Alle meine Entlein
Schwimmen in dem See,
Kopf unten im Wasser,
Schwanz in die Höh.“

Dann wurde es ihm aber langweilig in der Krankenstube und er sprang hinunter auf die Gasse.

Auch die Andern tummelten sich bald wieder in Haus und Garten herum, Klärchen aber kam immer wieder und brachte der Großmutter ein schönes Blumensträußchen, oder eine saftige Birne, die eben vom Baume gefallen war, auch ein paar Wallnüsse; die konnte aber Großmama nicht beißen, weil sie fast keine Zähne mehr hatte; so durften sie die Kleinen selbst behalten.

Nach ein paar Tagen aber konnte Großmutter wieder aufstehen und auf der Gartenbank sitzen; Klärchen trug ihr eine Fußbank nach und Otto ein Polster, daß sie recht bequem sitzen möchte. „Ihr dürft aber eure Großmama nicht mehr so plagen,“ hatte der Herr Doctor gesagt, „sonst wird sie noch einmal krank und gar sterben.“ — „O, wir wollen so still und so lieb sein!“ hatten sie versichert, „und Großmama darf gar nicht mehr erzählen, jetzt wollen wir ihr erzählen.“

Nun waren sie alle von Herzen vergnügt, daß sie wieder so mit einander im Garten sitzen konnten, auch Vater und Mutter, und Paul, ein junger Schüler vom Lande, den der Vater unterrichtete, und der bei ihnen im Hause wohnte. Klein Schwesterlein saß auf Großmama's Schooß mit einer Kringle und lachte Alle freundlich an. Mama hatte Chokolade gekocht und die Kinder durften mit trinken aus den netten, kleinen Tassen mit Blumen, die Großmama ihnen gebracht hatte. „Nicht wahr, Großmama, jetzt trinkt man deine Gesundheit?“ fragte Otto; „dann mußt du aber auch recht gesund werden!“

„Ja das will ich, wenn der liebe Gott dazu hilft,“ sagte lächelnd die Großmama.

Und die Großmama ist gesund geblieben.

Sie hat wohl auch wieder den Kleinen Geschichten erzählt und sie freuten sich recht daran; so oft sie jedoch sagte: „Nun bin ich aber müde,“ sagten Otto oder Klärchen besorgt: „Nu nicht mehr, Großmama, daß du ja nicht stirbst.“

Es war auch gar nicht nöthig, daß man immer fort erzählte; Otto ging schon alle Tage eine Stunde zum Lehrer, er wollte lesen lernen, damit er bald selbst schöne Geschichten lesen könnte. Klärchen spielte mit der neuen Puppe, die Großmama gebracht, und der kleine Richard sprang mit seinem Reif herum; so fehlte es nicht an Unterhaltung.

An einem ganz schönen sonnigen Tag, da kam Mittags gleich nach Tisch ein offener Wagen mit ein paar stattlichen Pferden vor das Haus gefahren, der kam von Rothenhof eine Stunde weitweg, wo die Eltern des Schülers Paul wohnten; Paul hatte daheim

erzählt, daß die Großmama krank gewesen sei, und meinte, wenn sie nur auch einen Tag draußen in seiner Eltern schönem Garten sein könne, das würde ihr gewiß gut thun.

So sandte denn sein Vater den Wagen, der hatte drei Sitze, und da stieg hinauf, was nur Platz hatte. Otto und Paul, die setzten sich vorn zum Kutscher, und Richard dazwischen, auf den beiden hintern Sitzen saßen Großmama und Klärchen und die Mama mit Louise, dem Kindermädchen, die hatte Klein Schwesterlein auf dem Schooß, das heute zum erstenmal auch mit durfte; das freute sich so herzlich und zappelte mit seinen kleinen Armen und rief „Hoh! Hotto!“ es war eine rechte Lust auf den Rothenhof zu fahren. Papa hatte versprochen nachzukommen, er wollte lieber zu Fuße gehen.

Auf dem Hof draußen, da hatte die gute Frau Ot schon Alles auf's schönste eingerichtet. Der Garten am Rothenhof war viel, viel größer und weiter als der daheim am Pfarrhaus, es war auch ein kleines Wäldchen dabei, und vorne, ganz unter schattigen Bäumen, da war ein Tisch gedeckt, schneeweiß, und stand eine große, große Kaffeekanne und köstlicher süßer Rahm darauf und selbstgebackene Kuchen noch ganz warm. Daheim bekamen die Kinder keinen Kaffee für gewöhnlich, heute aber gestattete Mama, daß Frau Ot ihnen einschenken durfte und sie schmausen ließ nach Herzenslust. „Auf Großmama's Gesundheit!“ rief Otto und erhob wiederum seine Kaffeetasse; er hatte schon gesehen, wie die großen Leute mit den Gläsern anstießen; mit den Kaffeetassen aber wollte das Anstoßen nicht so gut gehen und Großmama sagte freundlich: „laßt's nun stehen, es gilt doch.“ Als sie recht satt waren, da tummelten sie sich mit Paul im Wäldchen, und liefen auf die große Waide, wo junge Füllen so lustig herumsprangen wie sie; wenn sie dann wieder zurückkamen, hatte die freundliche Frau immer wieder etwas Neues aufgestellt, Pflaumenkuchen und Apfelmuchen, Butterbrot und Honig, Äpfel, Nüsse und Birnen.

Das schauten sie an mit vergnüglichen Augen und sprangen dazwischen zur Großmama, auf deren Schooß Klein Schwesterlein saß, wenn es nicht gerade bei Louise war, die ihm die Hühner zeigte und die schönen, weißen Enten, die auf dem kleinen Teiche herumschwammen. „Nicht wahr, Großmama, heut' hast du's gut? Heut' darfst du gar nicht erzählen und kriegst so gute Sachen?“ und Großmama stimmte ihnen lächelnd bei. „Alle meine Entlein schwimmen in dem See!“ sang Richard jetzt erst recht lustig und er ließ sich's schmecken, so reichlich, daß er auf einmal bitterlich zu weinen anfang, als Frau Ot

auch noch mit einer Schaale mit Pflaumenmuß herbeikam. „Warum weinst du denn, Richard?“ fragte sie ganz besorgt. „Ach, ich möcht' so gern noch essen, und ich kann doch nicht mehr,“ sagte er kläglich. Die Kinder lachten ihn aus, sie spürten aber wohl, daß es ihnen auch nicht gut wäre, wenn es alle Tage so hoch herginge, daß es besser sei, wenn ihnen daheim die Mutter gebe, so viel ihnen gut sei; einmal aber, zur Ausnahme, durften sie ja schon so hoch leben.

Großmama mit Vater und Mutter, die erfreute sich recht an der behaglichen Ruhe im Schatten, an dem schönen Hof mit den geräumigen Stuben und der reinlichen reichgefüllten Milchammer, an dem stattlichen Vieh und den schönen Feldern. Es war spät am Abend, Schwesterlein lag fest eingeschlafen auf Luisens Arm, auch Richard wollte nicht mehr zum Kutscher, sondern lehnte sich recht schläfrig an die Mama als sie heimfuhren; die gute Frau vom Hofe stellte noch allerlei Körbe und Päckchen mit Obst und Kuchen auf den Wagen, und lustig ging's der Heimath zu.

„Ach wie ist's so gut, Großmama, daß du nicht gestorben bist,“ sagte Märchen noch beim

Schlafengehen, „dann hättest du ja nicht mehr mit nach Rothenhof fahren können.“

„Vielleicht hätte mir's da der liebe Gott noch schöner bereitet als euch die gute Frau Ott,“ sagte Großmama und küßte sie zur guten Nacht.

Noch manchen Tag bei Sonnenschein und Regen ist Großmama bei ihren Enkelin geblieben, hat ihnen auch noch manche Geschichte erzählt; „aber ja nicht zu viel, daß du nicht wieder stirbst,“ warnte immer Märchen; endlich mußte sie scheiden und das Herz hat ihr recht weh gethan dabei.

Die Kleinen aber freuen sich nun schon auf das Kistchen, das Großmama ihnen zu Weihnacht schicken wird, und sie freuen sich noch mehr auf die Zeit, in einem Jahre vielleicht, oder in zwei, wo sie mit der Mutter Großmama und Großpapa und ihre freundliche Tante Annalie besuchen dürfen; „die kann auch schöne Geschichten erzählen,“ weiß Otto, „aber todte erzählen darf sie sich ja nicht, so wenig wie die Großmama.“

Und Otto lernt jetzt schreiben und schön lesen, daß er selbst bald seinen kleinen Geschwistern erzählen kann.

Zwei Thierbilder von Fedor Kliner.



Miez ist krank!

Miez ist krank! Miez ist krank!
Sitzt verdrießlich auf der Bank.
Mag kein einzig Mänslein haschen,
Mag von süßer Milch nicht naschen,
Mag mit Mähnen und mit Vettern
Nicht mehr auf den Dächern klettern,
Mag nicht nach den Böglein springen,
Die im Garten lustig singen;
Macht ein jämmerlich Gesicht,
Selbst das Würstlein lockt sie nicht.
Ach sie quält der Magenjammer!
Naschte in der Speisekammer,
Wollte von den Leckern Sachen
Einen guten Tag sich machen, —

Hat den Magen sich verdorben,
Wär' vor Schmerzen fast gestorben!
Sitzt verdrießlich auf der Bank.
Miez ist krank! Miez ist krank!

A. Sturm.

Miez im Schuh.

Nun hätt' das wärmste, weichste Bett
Die gute Miez bekommen,
Wenn nur der dumme Meister hätt'
Das rechte Maas genommen.
Von Gold und Seide strotzt es schwer,
Kein Füllst besitzt es feiner,
Wenn es nur etwas weiter wär',
Und Miez nur etwas kleiner!





von
Robert Löwike.

I.

Heute bringe ich wieder solche Wörter zu rathen, wie im letzten October. Viele von Euch haben ja damals, noch vor dem Erscheinen des nächsten Heftes, die richtigen Auflösungen eingeschickt und auch erklärt, das Knackmandeln wäre ihnen gar nicht zu schwer geworden, und die Knackmandeln hätten ihnen ganz gut gemundet. — Hier ist neuer Vorrath, also neue Arbeit und damit hoffentlich auch neue Freude.

Ich gebe wieder je 4 Wörtchen, jedes von 4 Buchstaben und so beschaffen, daß, wenn man sie unter einander schreibt, die Querreihen dieselben Wörter geben, wie die senkrechten von oben nach unten gelesen, wie z. B.

P	R	A	G.
R	o	s	e.
A	s	y	l.
G	e	l	d.

Achtet beim Rathen solcher Wörter wohl darauf, daß das erste immer die Anfangsbuchstaben für die drei andern enthält. Das zweite giebt dann den zweiten Buchstaben für das dritte und vierte u. s. w. Es ist auch nicht nöthig, daß man zuerst immer das erste Wort, dann das zweite, das dritte und zuletzt das vierte rät. Hat man z. B. das erste gefunden, und das zweite macht gar zu viel Kopfzerbrechen, so sucht man zuvor das dritte zu errathen, und durch dieses erhält man zur Hilfe den dritten Buchstaben für das zweite und vierte Wort. Wird das vierte Wort zuerst gefunden, so liefert es natürlich die Endbuchstaben für die drei andern.

Rathet nun 4 solche Wörter und merkt wohl:

1.

Das erste nennt Euch ein edles Metall, das zweite einen deutschen Strom, welcher sich in ein Haß und in drei Mündungsarmen in die Ostsee ergießt, das dritte die Mutter zweier berühmter Helden aus dem Alterthum, Zwillingbrüder, Söhne des Zeus, welche als Beschützer der Schifffahrt und der Gastfreundschaft verehrt wurden, das vierte einen Nebenfluß auf der rechten Seite der Donau.

2.

Das erste Wort nennt Euch eine bedeutende Stadt in Peru, das zweite einen Nebenfluß auf der rechten Seite der Donau, an welchem die Hauptstadt eines deutschen Königreichs liegt, das dritte einen schönen deutschen Strom, welcher auf der rechten Seite in den Rhein mündet, und das vierte einen bedeutenden Fluß Mittel-Italiens.

3.

Das erste Wort nennt Euch einen römischen Kaiser, berüchtigt wegen seiner Grausamkeit und Christenverfolgungen, das zweite einen Sohn der Aphrodite, welcher selbst als Gott der Liebe verehrt wurde, das dritte ein edles Thier, das vierte einen Berg, oft genannt in der griechischen Sage, durch ein schönes Thal vom Olymp getrennt.

4.

Das erste Wort nennt Euch einen Mann, der weder Vater noch Mutter gehabt hat, das zweite einen Nebenfluß des Po, an dessen Mündung eine Hauptstadt liegt, das dritte einen bedeutenden Nebenfluß des Kur, mit welchem vereinigt er sich denn in das caspische Meer ergießt, das vierte ist der Name für einen Euch wohlbekannten Schiffstheil.

5.

Das erste Wort nennt Euch einen Fluß, welcher auf den Vogesen entspringt und sich kurz vor der Mündung mit dem Rhein vereinigt, das zweite lautet ebenso wie das dritte, beide nennen Euch einen sehr bekannten Mädchen-Vornamen, das vierte Wort ist der Name eines bedeutenden Nebenflusses auf der rechten Seite der Mosel.

6.

Das erste Wort nennt Euch einen Nebenfluß auf der rechten Seite der Seine, das zweite ein bedeutendes Gebirge in Rußland, an der Grenze von Europa und Asien, das dritte ein Lieblingspielzeug der Kinder, das vierte ein Maas, mit welchem früher allgemein gemessen wurde und welches jetzt auch bei uns durch ein anderes verdrängt ist.

7.

Das erste Wort nennt Euch ein schönes Eiland, aber nicht im Meere, sondern in der Wüste, wo der müde, fast vermachete Wanderer Rast und Erfrischung findet, das zweite einen Kanal, durch welchen der warme Strom des Lebens fließt, das dritte Wort ist eine andere Bezeichnung für Tau, und das vierte nennt Euch einen Baum.

8.

Das erste Wort ist der Name einer schönen Stadt in der Schweiz an einem See gleiches Namens, das zweite nennt Euch ein Thier, welches wegen seiner Dummheit und Faulheit sprichwörtlich geworden ist, das dritte nennt Euch einen römischen Kaiser aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. Geb., welcher seine eigne Hauptstadt anzünden ließ, das vierte ist ein äußeres Zeichen von Trauer.

Räthsel.

Von
Johann Meyer.

I.

(Buchstabenräthsel.)

Wer's nicht hat, kann gemächlich ruhn
Und rechnet's wohl zum Guten;
Wer's aber hat, hat viel zu thun
Und muß sich wacker sputen.

Ich sey' gleich vorn ein F daran,
So nützt es mir beim Dichten,
Und könn' manch braver Handwerksmann
Wohl auch davon berichten.

Nun aber mit dem F bei Seit'
Und M gesetzt statt dessen,
So kann man, wär's auch noch weit,
Damit die Strecke messen.

Auch M wird schon bei Seit' gesetzt,
Um es mit W zu lesen;
Das Gegentheil von dem ist's jetzt,
Was es zuerst gewesen.

Und nun mit Z und dann nicht mehr,
Zu guter Letzt, zum Späße,
So hast du's hier, bei meiner Ehr',
Schnurgrad' vor deiner Nase.

II.

(Worträthsel.)

Ein kleines Thier, hat man's im Haus,
So macht man sich oft viel daraus
Und wünscht sich wohl für alle Zeit
Von diesem Plagegeist befreit.

Ganz anders ist's damit bestellt,
Ist's nicht im Haus und nur im Feld;
Da hast du deine Freude dran,
Wenn du es siehst, wie's springen kann.

Und fängst du es, ist nichts dabei;
Doch glaubst du nicht, wie schlimm es sei,
Wenn's einer fängt, der solch ein Tropf,
Daß er es trägt in seinem Kopf.

Der arme Narr hat keine Ruh,
Es quält ihn dann wohl immerzu
Und macht ihn überdies zum Schluß.
Noch gar zum Melancholikus.

Du aber bist gewiß kein Tropf,
Drum kommt's dir auch nicht in den Kopf,
So fang' einmal das kleine Thier,
Und wenn du's hast, dann sag' es mir.

Von
Friedrich Oldenberg.

I.

Was flieht vor dem Jäger?
Was blüht mir zur Lust?
Was rennt durch die Wüste?
Was schmücket die Brust?

II.

Das Zweite zieht das Erste,
Das Ganze zieht das Erste,
Und das Erste bleibt ungezogen,
Bis das Ganze, was zieht, wird gezogen.

III.

Es ist ein Ding, das jederzeit
Das Herz von Mann und Weib erfreut.
Es ist ein Freundwort,
Wird aber aus ihm ein Zeitwort,
Dann wird das Freundwort
Zum Leidwort.

IV.

Es ist ein braver, schlichter Mann;
Die Stadt sieht ihn nur dann und wann.
Denn wo Paläste herrlich schimmern,
In staubigen Gassen, blanken Zimmern,
Da ist für ihn die Heimath nicht;
Er ist zu arm, er ist zu schlicht.
Auch ist's ein wunderkleines Häuschen
Für Späßen groß genug und Mäuschen.
Tapeten giebt es in ihm nicht;
Es ist zu arm, es ist zu schlicht.

V.

Mein Räthselwort ist doppeltonig:
Bald tönt der Kopf und bald der Schwanz.
Tönt jener, dann ist's Polens König,
Berühmt durch Riesenkraft und Glanz.
Tönt dieser, dann ist es dem Korue
Die lang ersehnte Reisezeit.
Der bunte Erntekranz schwankt vorne,
Und hinten Tanz und Fröhlichkeit.

VI.

Du Mädchen klein, du Mädchen fein,
Ich thu' dich freundlich grüßen.
Und wenn du auf dem Kopfe stehst,
Siehst du aus, wie auf den Füßen.
Und sey' ich ein M dir als Hütchen auf,
Dann gleichst du dem Brod, dem süßen,
Das einst die hungernden Wanderer sich
Vortrefflich schmecken ließen.



Auflösung der Räthsel aus vorigem Heft.

I. Räthsel von Johann Meyer.

- 1. Paris, Paris.
- 2. Kuchen, Nagel.

II. Räthsel von Carl Reinhold.

- 1. Ebbe.
- 2. Windbeutel.
- 3. Das Räthsel.

III. Räthsel von Friedrich Oldenberg.

- 1. Ein Stiefelpaar.
- 2. Domino.

IV. Räthsel von A. Schwarzkopf.

- 1. Die Uhr.
- 2. Eber, Rebe.
- 3. Windrose, Gesichtsröse (die Krankheit). — Vierhahn, Hahn am Gewehr. — Geldkage, sieben Schwänze Kage. — Der große und der kleine Bär, die Sternbilder. — Der Stod des Hauses, der Wachstod, der Bienenstod, der Weinstod.

V. Räthsel von Robert Löwike.

- 1. Die Sonne.
- 2. Wien — Wein.

Auflösung der Knackmandel von Robert Löwike. 126 Centimeter.



Ein Piedchen von der Nase

von

Friedrich Oldenberg und Fedor Flinzer.



at is min
Jung sin
Nas,

Un dat die Nas vom Haf.



Un dat vom flogge Boff,



Un dat vom dumme Oß.



Un dat vom Frölen Pfau,



Un dat vom Musje Sau.

Nu segg, min Kind, wat meenste,
Welch Näsken is dat scheinste? —